

HEFT 11 • NOVEMBER 1962 • PREIS DM 1,-

ARMEE

Rundschau



Magazin des Soldaten



Kurt Zimmermann:
In guten Händen
Bleistiftzeichnung, Kuba 1961

Soldat Jörg Witt

Funker im Truppenteil Gehmert

Was kann man jungen Soldaten raten?

AR: Genosse Witt, Sie sind jetzt ein halbes Jahr Soldat, Wehrpflichtiger. Welche Erfahrungen können Sie den jungen Genossen vermitteln, die in absehbarer Zeit zu uns kommen werden?

Soldat Witt: Meine wichtigste Erfahrung ist die, daß ich Soldat einer wirklichen Volksarmee bin. Anfangs war ich noch skeptisch. Ältere Kollegen hatten mir von der faschistischen Wehrmacht erzählt, in der mit den Soldaten Schindluder getrieben wurde. Aber bei uns gibt es keine Unterschiede zwischen Soldaten und Vorgesetzten. Jeder wird geachtet. Wir wurden anständig empfangen und eingekleidet. Unsere Vorgesetzten geben sich große Mühe und sprechen mit uns offen über alle Fragen. Auch bei der Auswertung des Wettbewerbs nahm ich teil und wurde mehrmals als „Bester Soldat“ ausgezeichnet. Das spornt natürlich an, sich noch mehr anzustrengen. Für mich ist die Armeezeit eine Zeit zum Lernen. Zusätzlich zu meinem Beruf – ich bin gelernter Elektromontageschlosser – werde ich hier als Funker ausgebildet. Das kann ich später im Beruf gebrauchen.

AR: Was sagen Sie zur militärischen Ausbildung? Meinen Sie, daß sie zu hart wäre?

Soldat Witt: In der Ausbildung wird viel verlangt, weil wir in kurzer Zeit einen hohen Stand der Gefechtsbereitschaft erreichen müssen. Dazu gehört auch, daß sich der Soldat an harte Bedingungen gewöhnt. Aber die Forderungen sind nicht so hoch, daß sie nicht erfüllt werden könnten. Ich habe bisher jedenfalls alles gut überstanden. Am meisten schwitzte ich beim Lauf unter der Schutzmaske. Da war ich ziemlich sauer. Aber ich lief mit dem Kraftfahrer unseres Trupps, und einer riß den anderen mit. Im Laufen bin ich besser, er dafür auf der Sturmbahn. So helfen wir uns gegenseitig, damit wir für unseren Trupp ein möglichst gutes Ergebnis herausholen. Bisher liegen wir im Wettbewerb innerhalb der Kompanie an der Spitze. Mein Truppführer, Feldwebel Klenke, hat bereits die Funker-Qualifikation Stufe III und will jetzt die Stufe II machen. Gefreiter Selberg, unser Kraftfahrer, hat auch schon die III. Ihnen eifere ich nach. Ich hoffe, in wenigen Wochen die III zu schaffen. Deshalb üben wir in der Freizeit öfter Hören und Geben. Beim Aufbau der Funkstation schaffen wir jetzt schon die Norm für die Note „sehr gut“.

AR: Als Soldat muß man viel lernen. Was haben Sie bisher gelernt und fiel Ihnen das schwer?

Soldat Witt: Als ich neu zum Trupp kam, hatte ich von der Funkstation keinen blassen Dunst. Jetzt

kann ich eine Funkverbindung bereits selbständig aufnehmen und halten. Ich mußte mich also tüchtig auf den Hosenboden setzen. Aber mein Truppführer und der Kraftfahrer halfen mir dabei. Dadurch fiel es mir bedeutend leichter. Natürlich beherrsche ich das Gerät noch nicht vollständig, vor allem seinen technischen Aufbau. Ich werde also weiter lernen. Aber das macht mir Spaß, weil ich es hier mit wirklich moderner Technik zu tun habe. Zusätzlich habe ich mir vorgenommen, noch die Fahrerlaubnis zu machen. Schließlich muß in jedem Fall einer für den anderen einspringen können.

AR: Welche Ratschläge können Sie den jungen Genossen sonst noch geben?

Soldat Witt: Ich halte es für notwendig, noch etwas zum Politunterricht zu sagen. Anfangs scheute ich mich zu fragen, wenn mir etwas unklar war. Und mir war vieles unklar. Aber ich merkte bald, meine Scheu war unnötig. Nun prallten die verschieden-



AR fragt für Sie

sten Meinungen aufeinander. Manchmal gab es stundenlange Diskussionen, in denen uns Oberleutnant Wolf, unser Politstellvertreter, alles prima erklärte. Es ist also richtig, daß jeder offen seine Meinung sagt, auch wenn sie mal falsch sein sollte. Dann erhält er die nötige Klarheit, die man als Soldat einer sozialistischen Armee braucht. Für wichtig halte ich noch, daß jeder die Befehle und Vorschriften genau studiert und einhält. Das ist notwendig, wenn man seine Aufgaben gewissenhaft erfüllen will. Manche sagen, wer nicht im „Knast“ war, sei kein richtiger Soldat. Das trifft für imperialistische Söldner zu, wie zum Beispiel in der westdeutschen Bundeswehr. Aber bei uns ist es gerade umgekehrt. Ein Soldat der Arbeiter- und Bauern-Macht bekämpft Disziplinlosigkeiten, weil bewußte Disziplin und Ordnung Grundforderungen an einen sozialistischen Soldaten sind. Allen Genossen, die jetzt zu uns kommen, wünsche ich, daß sie solche ehrlichen, tapferen, disziplinierten und wachsamen Soldaten werden, wie es der Fahnneneid von uns allen verlangt.

Ein Bulgare über uns

Wir sahen uns am Strand bei Nessebor. Die DDR-Bürger sprachen nicht bulgarisch, und wir konnten kein Wort Deutsch. Erstens halfen wir uns mit Russisch. Und wenn jemand von uns ein bestimmtes russisches Wort nicht finden konnte, dann malten wir Figuren in den Sand oder fingen an, mit den „Händen zu sprechen“. Zweitens, so sagte einer der DDR-Bürger, stören uns die Sprachschwierigkeiten nicht, da sich unsere Herzen sehr gut verstehen.

1942 gab es in Bulgarien Deutsche, 20 Jahre danach sehen wir wieder Deutsche. Aber wie verschieden sind diese Deutschen! Was für schöne Resultate gibt es in der DDR dank der Arbeit der SED!

Ich bin kein Schriftsteller, aber ich hätte einen großen Wunsch: in die Deutsche Demokratische Republik zu fahren und ein Buch mit dem Titel „Die neuen Deutschen“ zu schreiben, so begeistert hat mich das Erlebnis.

Mitko Mitew, Major der Bulgarischen Volksarmee

Eine Schraube fehlte



In Ihrer Zeitschrift vom September 1962 zeigen Sie auf Seite 4 ein ganzseitiges Foto einer Schiffsschraube. Im Textteil schreiben Sie: „Dies ist die Schiffsschraube eines Zehntausend-Tonnen-Frachters“. Mit diesem 10 000-Tonner meinen Sie ein Schiff der „Typ-IV“-Klasse. Diese Schiffe haben aber zwei Schrauben. Auf Ihrem Bild erkennt man aber ganz klar, daß das

Schiff ein Einschraubenschiff ist.

Jürgen Pilling, Peter Slotke

In der Tat gaben wir auf Grund eines bedauerlichen Irrtums einen Kohle-Erz-Frachter für einen 10 000 Toner vom „Typ IV“ aus.

„In Kleinigkeiten großzügig?“

So lautete der Beitrag in der „Armee-Rundschau“ Heft 9. Besonders interessant für uns war der Beitrag des Genossen Unteroffizier Bernd Weiß, der über einen Genossen unserer Kompanie zu berichten mußte. Ich holte eine Kritik für gut, wenn sie dem Genossen hilft, seine Fehler abzustellen. Leider erreichte eine derartige Kritik nur das Gegenteil. Genosse Tomberg, der in diesem Beitrag kritisiert wurde, ist nicht der

Beste und auch nicht der Schlechteste. Er hält sich im Mittelfeld. Sein Fahrzeug ist immer einsatzbereit gewesen. Genosse Tomberg trinkt gern einmal Bier, trotzdem weiß er aber, wie er sich in der Öffentlichkeit zu verhalten hat. Leider hat der Genosse Unteroffizier Weiß versäumt zu berichten, wie er erzieherisch auf den Genossen Tomberg eingewirkt hat. Es ist tatsächlich ein Versäumnis der FDJ, daß die Genossen in ihrer Freizeit keine Beschäftigung haben. Und warum ist es so? Die FDJ-Leitung hat sich schon etwas zeitig zum Winterschlaf begeben. Soldat Gerald Bernhardt

Was macht Flegel?

Stimmt es, daß Walter Flegel, welcher durch sein Buch „Wenn die Haubitzen schießen“ bekannt wurde, weiterhin Bücher über das Soldatenleben schreibt?

Lilo Gericke

Walter Flegel studiert gegenwärtig am Literaturinstitut in Leipzig. Er arbeitet zur Zeit nicht an einer größeren literarischen Arbeit über die Volksarmee, hat damit aber der Armeethematik keineswegs für immer den Rücken zugekehrt. (Siehe auch unser nächstes Heft.)

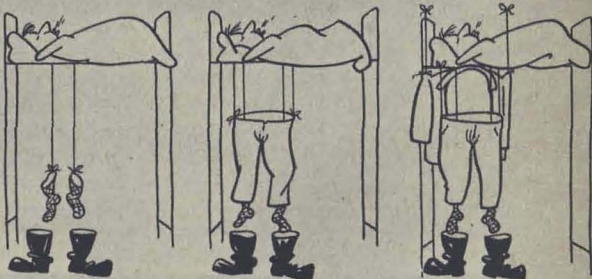
„Foto für Sie“ =

Foto für alle Waffengattungen

Bringt die Reihe „Foto für Sie“ in den nächsten Monaten wieder etwas von den Luftstreitkräften?

Hans Tomuscheit

Da für das „Foto für Sie“ im Interesse der Besteller nur gute und sehr gute Fotos ausgewählt werden, hängt die Zusammenstellung in jedem Monat von dem vorhandenen Angebot an Fotos ab. Trotzdem bemühen wir uns – und haben es im großen und ganzen auch erreicht –, daß regelmäßig alle Waffengattungen an die Reihe kommen.



Wie sich ein durch und durch ziviler Leser die Erhöhung der Gefechtsbereitschaft vorstellt
Zeichnung: Karl Saß

stsack ... postsack ... postsack

Es jedem recht zu machen ...

Ich bin ein eifriger Leser Ihrer „Armee-Rundschau“. Sie gefällt mir in ihrer Aufmachung sehr, jedoch würde ich mir wünschen, wenn ein wenig mehr vom Sport enthalten wäre (Schwimmen/Leichtathletik/Judo).

Uffz.-Sch. Gisbert Helbig

Könnten in der „Armee-Rundschau“ nicht noch mehr Liebesgeschichten sein? Gefreiter Gerhard Jehnichen

Laßt die Funker mehr zu Worte kommen!

Soldat H. Hutten

Die „AR“ will das gesamte Leben der Armee widerspiegeln und wird dabei auch nach dem Motto gestaltet: Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen. Jedoch alle Sonderwünsche unter 80 Seiten zu bringen, ist eine Kunst, die auch sie nicht kann.

Auf einen NATO-Bischof

Vor einer Einheit Bundeswehrsoldaten predigte einst dieser wack' re Mann und segnete Atomgranaten, pathetisch, wie's ein Bischof eben kann. Und die Soldaten waren sehr ergriffen.

Sie dachten an den Heldentod, an Gloria und Ordenskissen und schauten dumm ins Morgenrot.



Vignette: Bartsch

Doch nun merkt auf ihr religiösen Schafe. Der Heldentod, der ist für euch schon immer gut genug gewesen. Doch euer Bischof, wo bleibt der, wenn's Blei und Eisen hagelt? Ja, merkt ihr Kerle nicht, wie er euch das Gehirn vernagelt?

Schickt ihn doch mal mit voller Marschverpflegung ins frischgemachte Heldengrab! Da könnt ihr sehn, wie er voll Überzeugung nach hinten oder vorne trabt! Ein Bischof nämlich stirbt nicht gern auf dem glorreichen Felde der Ehre. Ein Bischof trägt seinen Heiligenschein – Doch ihr tragt die Gewehre! Und die gilt's richtig zu gebrauchen!

Siegfried Fischer

stsack ... postsack ... postsack

GEFREITER ACHILLES

fragt:

„Was heißt: ‚Die Adenauer-Ära geht zu Ende‘. Solchen Leuten wie Strauß scheinen doch die größten Skandale nichts auszumachen?“

Oberst RICHTER

antwortet:



Daß das Adenauer-Regime für die deutsche Nation ein ganz großer Skandal ist, stimmt zwar haargenau, hat aber mit den Skandalgeschichten dieser Leute nur mittelbar etwas zu tun.

Die Adenauer-Ära, das ist die Ära äußerst reaktionärer und gefährlicher Politik des deutschen Monopolkapitals, die sich nunmehr als verlorene Illusion entpuppt.

So glaubten sie zum Beispiel allen Ernstes, sie könnten die DDR wieder in ihren Machtbereich einbeziehen und dann ihre Herrschaft über die Grenzen des Deutschland von 1939 hinaus aufrichten. Die Vorleistung auf diesen Wunschtraum war ihre Doktrin, wonach die DDR nicht existiere, wonach es nur ein Reich – die Bundesrepublik – gäbe, in das die Gebiete östlich der Elbe per Intervention, Polizeiaktion und Bürgerkrieg einverleibt werden könnten.

Sie hielten diese Möglichkeit für leicht zu verwirklichen, sind sie doch erfahren in solchen Unternehmen, haben sie doch zahlreiche alte Praktiker in ihrem Staatsapparat, und werden sie doch auch ständig von ihren westlichen Spießgesellen dazu ermuntert. Unfähig, das veränderte Kräfteverhältnis real einzuschätzen, sind die westdeutschen Militaristen mit dieser Konzeption zu einer Weltgefahr geworden.

Am 13. August 1961 wurde dieser gemeingefährlichen Absicht mit der Errichtung des antifaschistischen Schutzwalles ein jähes und hartes Ende gesetzt. Gegen ihn ist kein Kraut gewachsen, denn der Berliner Abschnitt ist nur ein Teil eines viel größeren, das ganze sozialistische Lager umfassenden Friedenswalles.

Eine weitere große Hoffnung geht nunmehr auch ihrem Ende entgegen. Es ist die Illusion, sich wenigstens den Rest einer vermeintlichen Chance zur Korrektur der Ergebnisse des zweiten Weltkrieges erhalten zu können, indem sie versuchen, den Abschluß eines deutschen Friedensvertrages zu verhindern.

Doch der Vertragsabschluß rückt unaufhaltsam näher – bald wird er politische Realität sein. So platzen die machtpolitischen Illusionen, die die Adenauer-Ära kennzeichneten, eine nach der anderen.

Wie raffiniert und hinterhältig die Versuche der Bonner Ultras auch sein werden, das Rad der Geschichte zurückzudrehen, ihre Perspektiven werden immer düsterer. Eine realistischere Politik muß und wird sich endgültig durchsetzen.

Die Entwicklung in diesen Jahren zwischen dem V. und VI. Parteitag ist gekennzeichnet durch den Sieg der sozialistischen Produktionsverhältnisse in der Deutschen Demokratischen Republik und die damit verbundene unwiderrufliche und endgültige Beseitigung der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen.

(Walter Ulbricht auf der 17. Tagung des ZK)



LPG-Vorsitzender Otto Friedrich

Fläminger Geschichten

Wo einst die WASAG Geld und der Junker Rehe jagte

VON MANFRED SCHRÖDER

Die halbrunde, steinerne Bank am hohen Elbufer ist ein sehr schönes Plätzchen. Man hat einen weiten Blick auf das Städtchen Coswig, das sich an den Flußbogen schmiegt, auf die Anlagen des Werkhafens mit dem Portalkran, auf die Kette der Lastkähne und die Dampfer der Wasserstraße. An den warmen Herbsttagen sitzen hier die alten Leute, und im Volksmund spricht man von der Rentnerbank.

Auch Klätzchens Emil und Kaluwes Otto machen oftmals hier Station. Beide wohnen im Feierabendheim der Stadt, dicht am Fluß. Klätzchens Emil kommt aus Buko, einem Dorf gleich in der Nähe. Kaluwe war mal Hucker im Werk und Gardekürassier. Über die Kürassiererei sprach er gerade, als ich die beiden traf, und so mußte ich mir darüber erst einmal einen kleinen Vortrag anhören. Dann biege ich vorsichtig auf die Kähne im Hafen ab. Wenig später sind wir mitten in einem Gepolter über die Vergangenheit und Gegenwart des Elbestädtchens und seiner Umgebung.

Coswig ist ein gemütliches Städtchen, und doch beherbergte es Jahrzehnte den Tod. 1891 wurde in der Villa des Industriellen Poensgen in Düsseldorf die „Westfälisch-Anhaltische-Sprengstoffaktiengesellschaft“ gegründet. Für die WASAG wurde die Coswiger Schwefelsäure zu einem Schlüsselprodukt. Im ersten Weltkrieg erweiterte

sich der Betrieb beträchtlich – und auch die Bankkonten der Aktionäre. Der alte Kaluwe kann auf Anhieb gleich zehn seiner Schulkameraden aufzählen, die auch für die WASAG fielen.

Und wie die Arbeiter schufteten mußten. „Ich war Hucker am alten Ausladeplatz der Elbe“, erzählt mir der Alte. „Bis zu vier Zentner wogen die Salmetersäcke. Wir waren billiger als Maschinen. Wer in einer Schicht 300 Zentner Kohlen aus dem Waggon schippte, bekam 2,25 Mark. Und 72 Stunden wurde in der Woche gearbeitet.“

Doch die WASAG bekam dies Telegramm aus dem Reichsmarineamt: „Seine Majestät, der Kaiser und König, haben geruht, Allerhöchst seine Anerkennung für die guten Leistungen der von der WASAG gelieferten Sprengladungen in der Nordseeschlacht auszusprechen.“

Der Kaiser ging, doch die Generale, Monopolisten und Junker blieben. Coswiger Arbeiterführer, wie Nikolaus Lauterbach und Anton Ruder, stritten in der Weimarer Republik für das Recht der Arbeiter. Doch keine einheitliche, starke Arbeiterpartei führte sie, und die Aktionäre maßregelten sie.

„Fahr hinein in die grünen Wälder des Fläming“, sagt zu mir der alte Kaluwe. „Dort wirst du heute noch auf Bunker, Zementstraßen und Erdwälle treffen. In den Bunkern ziehen die Leute vom Forst Pilze. Aber 1934 wurde dort ein neues weit-

läufiges Rüstungswerk gebaut, auch von der WASAG, für den Weltkrieg Nr. 2.“

Dann kam jener 14. November. Gewaltige Explosionen erschütterten die Stadt. Im Werk lagerten riesige Mengen Munition und Giftgasgranaten. Ein Teil davon explodierte. Die Bilanz weniger Minuten: 53 deutsche Arbeiter starben, außerdem vier Zwangsarbeiter aus Holland, zwei aus Frankreich und elf sowjetische Kriegsgefangene, dazu mehr als 200 Verletzte.

1945 schlug in unserem Teil Deutschlands auch für die WASAG die Stunde. Einer der ersten Produktionsbefehle des sowjetischen Marschalls Shukow befaßte sich mit der Düngerherstellung. Die WASAG hatte Rohphosphat über die USA bezogen. Jetzt schickte die Sowjetunion das wichtige Material von der Halbinsel Kola zu einer Zeit, da auch die sowjetische Erde nach jedem Zentner Dünger lechzte. Von mancher Heldentat an der Stätte friedlicher Arbeit könnte hier berichtet werden. Es stieg die Düngerproduktion. Der jetzt volkseigene Coswiger Betrieb wurde zum wichtigsten Schwefelsäurelieferanten der DDR. Und H_2SO_4 ist das Blut der Chemie.

Für die Rentnerbank gibt es seit Jahren einen neuen Gesprächsstoff. Die Partei der Arbeiterklasse sagte: Chemie, das ist Brot, das ist Wohlstand, das ist Schönheit. Und in Coswig entsteht ein neuer Chemiegigant. Zwei schlanke Schornsteine, hochaufragende Zementsilos, lange Drehrohröfen, Mahl-, Aufbereitungs- und Lagerhallen, Kraft- und Wasserwerke, Schienenstränge, Wohnsiedlungen prägen das Bild.

Früher erzeugte man Schwefelsäure überwiegend aus Schwefelkies. Der aber mußte eingeführt und teuer bezahlt werden. Die Partei riet, mehr einheimische Rohstoffe auszunutzen. Wir besitzten in der DDR Gips und in mächtigen Lagern am Südhang des Harzes Anhydrit. Er wird heute in großen Mengen nach Coswig transportiert. Komplizierte Verfahren lassen Schwefelsäure und hochwertigen Portlandzement entstehen. 1960 begann der erste Drehrohrofen zu arbeiten. Jetzt produzieren vier. Ein Drittel der Schwefelsäureproduktion der DDR wird zur Zeit in Coswig erzeugt. Wenn das Werk mit voller Kapazität arbeitet, sind es jährlich 220 000 Tonnen Säure und etwa die gleiche Menge Zement.

Doch nicht nur bei der Arbeit stehen die Chemiewerker ihren Mann. Da gab es neulich im Kreis eine 6x100-Meter-Staffel, die die Coswiger als Sieger sah. Sie meinen, 6x100 Meter seien keine olympische Strecke? Es handelte sich ja auch nicht um einen gewöhnlichen Sportwettbewerb, sondern um einen Mannschaftswettbewerb der Kampfgruppen. Alles in allem schnitten ihre Kampfgruppen auf der Kreisspartakiade am besten ab. Bei einem anderen Wettbewerb, der auch die Ausbildung einschloß, eroberten sich die Coswiger dreimal hintereinander das begehrte Kampfbanner. Jetzt mußten sie es abgeben, weil ein



Zeichnungen: A. Jahn/W. Speer

halber Punkt fehlte. Die Coswiger wurmt das, aber wir erkennen daran, daß sie wissen: Das alte WASAG-Werk und das neue Chemiewerk, die heute beide den Arbeitern gehören, müssen gegen die vielen im Westen noch immer ihr Unwesen treibenden WASAGs geschützt werden.

Opä Kaluwe erzählte mir, daß er neulich hier am Fluß mit jungen Kubanern zusammengesessen hat. Sie lernen den Beruf des Chemiefacharbeiters. Früher, da schufteten Zwangsarbeiter vieler Länder für die Rüstungshaie. Heute lernen junge Revolutionäre vom amerikanischen Kontinent, wie das Schwere, der sozialistische Aufbau zu meistern ist. Neulich halfen die Kubaner bei der Kartoffelernte, hat dem Klätzchen ein Bukoer erzählt. „Da müßtest du mal hinfahren“, rät er mir...

Buko ist ein Dörfchen noch dichter am Fläming. Sandboden, Kiefernwälder, flache Berge. Ich treffe den LPG-Vorsitzenden, Genossen Otto Friedrich, über Zahlenkolonnen gebeugt; ein untersetzter Mann in einer Wetterkombination, unten vor der Tür steht sein Motorrad, von Herbstregen und Sand überzogen. „Wie ist die Bilanz“, frage ich. Er kommt mir diplomatisch: „Nicht schlecht.“ Nach und nach erfahre ich einiges. Auch hier schlossen sich im Frühjahr 1960 alle Bauern zur LPG zusammen. Manchem ist der Schritt in ein neues Leben nicht leicht gefallen. Sagte man nicht früher: „Die Dörfer des Flämings eignen sich nicht für die LPG, eine Genossenschaft würde von Sand und Kiefern nicht reich?“ Aber Genosse Friedrich sagte: „Genossenschaft ist nicht, daß jeder macht seins, sondern alle machen eins.“ Von der ersten Stunde wurde nach dem Grundsatz der LPG, dem Statut gehandelt. Früher regierten im Dorf die größeren Bauern und der Landrat. Heute kommt jeder in der Vollversammlung und im Gemeindeparlament zu Wort. Die innergenossenschaftliche Demokratie ist das Herzstück der LPG. Mitbestimmen heißt aber auch mitverantworten. In Buko muß zum Beispiel auch der Tierzüchter kontrollieren, ob im Feldbau die Sache in Ordnung geht. „Schimpfen bringt keine LPG vom Fleck, — zupacken muß man“, meint der Vorsitzende. Das Ergebnis? 1960 mußten noch 22 000,— DM Produktionshilfe vom Staat in Anspruch genommen werden, 1961 konnten aus eigener Kraft pro Arbeitseinheit 9,— DM ausgezahlt werden, eigentlich noch mehr. Aber mit 26 000,— DM wurden Tierbestandskredite abgetragen, und mehr als 92 000,— DM wanderten in die Rücklagefonds der LPG. „Viel Geld auszahlen, aber wenig übriglassen für die solide Festigung der LPG, das ist doch kurzsichtig“, urteilt der Vorsitzende. Es gab manche Diskussion, ehe jeder einsah, daß die LPG keine melkende Kuh ist, sondern ein moderner sozialistischer Großbetrieb, der nach den Gesetzen der Ökonomie geleitet werden muß. Schon jetzt ist klar ersichtlich, daß in diesem Jahr die Arbeitseinheit bei voller Erfüllung aller staatlichen Pläne auf 11,— DM steigen wird. Ein rundes Sümmchen geht wieder in die Fonds der LPG. Im nächsten Jahr soll die Technik käuflich erworben werden. „Reich genug hat uns die LPG dazu gemacht. Wer hätte früher gedacht, daß wir uns allein

Traktoren und Anhängegeräte in genügender Zahl kaufen können.“

Bernhardt Arndt ist seit vielen Jahren Bauer in Buko. Als Herdbuchzüchter ist er in der ganzen Gegend bekannt. Aber was kann der beste Züchter leisten, wenn ein kleiner Hof ihm die Zeit und die Kraft stiehlt? Nur die Genossenschaft konnte ihm die Möglichkeit bieten, die reichen Erfahrungen in großem Umfang zu verwerten. Die Genossen des Dorfes sprachen mit ihm, lange, ausführlich, nicht nur über die Schweinezucht, sondern über den Weg der Bauern in der Geschichte, über den Sozialismus und dann eben wieder über die Schweinezucht. Heute ist Bernhardt Arndt Zuchtmeister in der LPG. Der Tierbestand ist von 2 Muttertieren auf 15 gewachsen. Pro Tier und Jahr zieht er 23,4 Ferkel auf; das ist Rekord. Die Sterb-

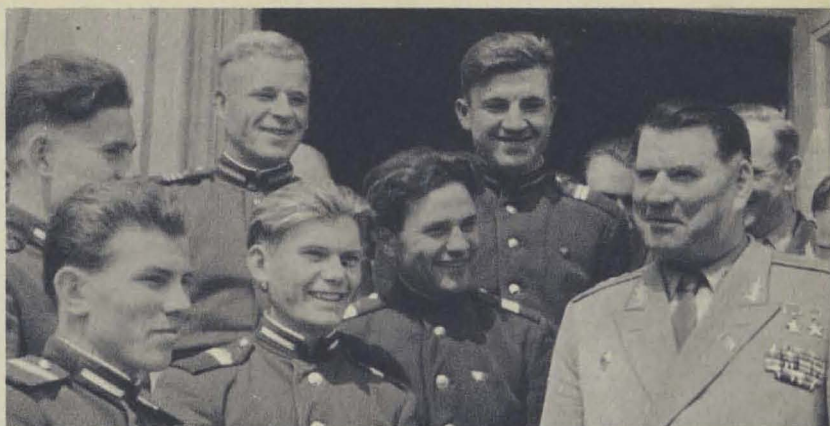


Schweinemeister Bernhardt Arndt

lichkeit liegt bei 0,6 Prozent, das ist äußerst gering. Die LPG kann pro Hektar weit mehr Schweine halten, als es der Plan vorsieht und als es die Pessimisten immer angenommen haben. Als am Tage der Republik dem Schweinemeister die Medaille für ausgezeichnete Leistungen überreicht wurde, freute sich das ganze Dorf.

Als ich von Buko über Coswig zur Autobahn zurückfahre, sehe ich den Otto Kaluwe und Klätzchens Emil von ihrer Rentnerbank kommen, ein Kissen unter dem Arm. Es herbstelt an der Elbe, und für die beiden Alten ist ein Plätzchen in der warmen Stube angenehmer. Doch auf den Feldern bereiten die Traktoren das Bett für die Saat. Das Werk arbeitet, in den Drehöfen gehen die chemischen Prozesse vor sich. Überall sind fleißige Genossenschaftsbauern, Arbeiter und Techniker bei der Arbeit für den Sozialismus. Und was ist ihr Kompaß für die nächsten Jahre? Darüber zu lesen lohnt sich im nächsten Heft, wenn es wieder heißt: „Fläminger Geschichten“.

AR -
EXKLUSIV



Der Oberkommandierende bei den als „Beste“ ausgezeichneten Soldaten.

Major M. Berghold

und Hauptmann

W. Seiffert

im Hauptquartier

des

Oberkommandierenden

der zeitweilig

in der DDR

stationierten

sowjetischen

Streitkräfte

Armeegeneral

Iwan Ignatewitsch

Jakubowski

General an unserer Seite

Wenige Minuten vor 11 Uhr. Nicht viel länger als eine Autostunde haben wir gebraucht, um von Berlin zum Sitz des Oberkommandierenden der Gruppe der zeitweilig in der DDR stationierten sowjetischen Streitkräfte zu fahren. Beim Kontrollposten wird ein Besucher namens Recknagel erwartet. Unsere Namen haben nicht solch weltmeisterlichen Klang, doch wir dürfen passieren.

Am Portal des großen hellen Gebäudes empfängt uns ein sowjetischer Oberst mit einem freundlichen „Guten Tag, Genossen“. Fragende Blicke. Ist dieser Offizier Wegbereiter oder schon Endstation unseres Vorhabens? Tage zuvor hatten wir beim Oberkommandierenden um eine Unterhaltung gebeten, aus seinem Leben möchten wir erfahren. Wird der Armeegeneral ein Papier nüchterner biographischer Daten bereithalten oder wird er uns einen Blick in sein Herz gewähren?

„Der General erwartet Sie“, unterbricht der Oberst unsere Überlegungen. Ein schalkhaftes Lächeln huscht über sein Gesicht: „Wenn ich Ihnen noch einen Rat geben darf, Genossen, benehmen Sie sich ihm gegenüber so, wie Journalisten.“ Das ist deutlich, und solcherart gewappnet betreten wir kurz darauf das Arbeitszimmer Armeegeneral Iwan Ignatewitsch Jakubowskis.

Er steht vor uns, groß und breitschultrig. Ruhe und Kraft ausstrahlend. Auf der Brust über den bunten Bändchen vieler Orden glänzen die beiden fünfzackigen Sterne: zweifacher Held der Sowjetunion. Wir wollen Meldung machen, zur Begrüßung sagen, was die militärische Etikette in solchen Fällen erfordert. Unser Gegenüber läßt es gar nicht so weit kommen. Raschen Schrittes durchmißt er das Zimmer. „Herzlich willkommen, Genossen, ich freue mich über Ihr Erscheinen.“ Auch das verschmitzte, jugenhafte Lächeln des 50jährigen, seine freundlich blickenden Augen scheinen uns aufzufordern: Ersparen Sie sich große Worte, beginnen Sie ohne Umstände. Wie zur

Bestätigung dieser Gedanken bittet er uns, an seinem Konferenztisch Platz zu nehmen.

Schlicht, bescheiden. Trotz der Uniform, der vier Sterne auf den goldenen Schulterstücken, ein einfacher Mensch, wie ihn sich, so überlegen wir, der Soldat wünscht und den er verehrt. Aber wir wollen mehr wissen.

„Mein Leben unterscheidet sich nicht viel vom Leben der Mehrzahl der Sowjetmenschen, von den Menschen der sowjetischen Armeeführung, deren Leben eng verbunden ist mit dem Schicksal des Volkes.“

Und wir wollen es gleich vorwegnehmen, das Wörtchen „ich“ gebraucht der Armeegeneral sehr sparsam.

Nicht nur uns gegenüber. Sein ehemaliger Vorgesetzter, Armeegeneral Batow, schreibt dazu in seinen Erinnerungen über den Beginn des Großen Vaterländischen Krieges: „Jakubowski erlebte jene denkwürdigen Tage als junger Offizier. Er wirkte sehr bescheiden und arbeitete gewissenhaft. Lieber hörte er anderen zu als selbst zu sprechen. Er war parteilich und aufrichtig und deshalb bei seinen Soldaten beliebt.“

Er, der 1932 seine militärische Laufbahn von der Pike an beginnt, im Juli 1941 bereits ein Panzerregiment kommandiert, in vierjähriger Kriegszeit vom Hauptmann zum Generalmajor emporsteigt, hat sie sich bis zum heutigen Tage bewahrt, die Bescheidenheit.

Die Lebensdaten Iwan Ignatewitsch Jakubowskis unterstreichen das eigentlich nur. Er ist Sohn armer bjelorussischer Bauern, verdingt sich – ein

Kind noch – als Tagelöhner bei Kulaken, geht in die Sieben-Klassen-Schule, 10 km hin, 10 km zurück, sein täglicher Schulweg; tritt 1927 dem Kommunisten bei, arbeitet in einer Ziegelei, besucht ein pädagogisches Technikum, möchte Lehrer werden. 1932 ruft ihn die Armee.

Drei Jahrzehnte Militärdienst – sie können viel oder wenig sein im Leben eines Menschen. Was mag Iwan Ignatewitsch Jakubowski darüber denken? Wir durchforschen sein Gesicht, doch noch ehe wir uns zu einer Frage entschließen, offenbart er uns selbst, jedes Wort abwägend, den Sinn seines Berufes: „Leben und Arbeit der Menschen zu schützen, das ist die verantwortlichste und ehrenhafteste Sache, die es gibt.“

Des Generals Gesicht wird hart, die dunklen Brauen ziehen sich streng zusammen, überschatten das eben noch freundliche Leuchten seiner Augen. Erinnerungen? An den Krieg, die schwerste Prüfung seines Lebens? Hier, in dieser Gegend begegnet ihm die Vergangenheit täglich auf Schritt und Tritt.

Der Krieg zählt nur noch Tage im April des Jahres 1945. Der General wird verwundet. Er – mit all seinen Gedanken längst in der Höhle der Barbaren – muß unweit Zossen, im Dorf Pabltitz, auf den Operationstisch. Auf einer Zugmaschine bringen ihn seine Soldaten.

Hier, im Raum Zossen, wohnen sich die Hitlerschen Durchhaltegenerale noch sicher: Sümpfe, Stahlbetonbunker, Panzer, Geschütze, Soldaten, Soldaten. Doch ihre Rechnung geht nicht auf. Die Männer mit Generalmajor Jakubowski, die als Vortrupp der dritten Armee ihren Panzerkeil aus südöstlicher Richtung gegen den Verteidigungsring Berlins vortreiben, kennen auch das Einmaleins. Der Armeegeneral sieht noch heute diese fünf Worte, die ein Panzerfahrer an den Turm seines stählernen Gefährts schrieb: „Ich habe bis Berlin getankt.“

Und sie krochen wie Ratten aus ihren Löchern, die Offiziere und Generale des faschistischen Oberkommandos.

Neun Tage darauf – es war der 1. Mai und zugleich der eintausendvierhundertzehnte Tag des Krieges – sendete Radio Moskau in alle Welt, daß auf dem Berliner Reichstag die rote Siegesfahne weht.

Vergangenheit? Pflegen Militaristen nur borniert in ihren letzten Stunden zu denken? Heute kommen die geschlagenen Gegner des Armeegenerals nicht umhin, respektvoll über den „Panzerfachmann Jakubowski“ zu sprechen, und sie sehen in ihm „einen der besonders befähigten sowjetischen Generale“. Grund genug, daß ihn seine Regierung in unser zweigeteiltes deutsches Land zurückbefahl, an die Seite der Deutschen, die ihr Schicksal in die eigenen Hände nahmen.

Das Lächeln ist auf sein Gesicht zurückgekehrt. Wir bitten den erfahrenen Kommandeur, der ja mitten unter uns wohnt, um ein Urteil über unseren Staat und dessen Verteidiger.

„Es ist die Schuld unserer gemeinsamen Gegner, daß ich, ein Sowjetbürger, hier sozusagen schon zu



Armeegeneral Jakubowski besucht die greise Arbeiterveteranin Minna Brosowski, die die Fahne aus Kriwoi Rog – ein Geschenk sowjetischer Bergarbeiter an die Mansfelder Kumpel – vor den Nazi-Häschern verborgen hatte.



„... siegeszuversichtlich? Natürlich. Es gab eine Zeit, wo wir allein standen. Man überfiel uns. Wir verstanden es, uns zu verteidigen. Man überfiel uns auch später. Wir haben zurückgeschlagen. Es mangelte damals an vielem. Jetzt besitzen wir alles und haben mit den Kosmonauten Gagarin, Titow, Nikolajew und Popowitsch sogar vier Weltraumfahrer. Sollte irgend jemand versuchen, die friedliche Ordnung der Länder des sozialistischen Lagers zu stören, gibt es genügend Kräfte, um jeden beliebigen Aggressor zur Ordnung zu rufen.“

„... Klarheit im Kopf des Soldaten? Das ist eine der entscheidendsten Voraussetzungen für den Sieg. Ein Soldat, der sein Volk liebt, der seiner Regierung und seinem Staat ergeben ist, wird immer Kraft finden für den Sieg über den Feind. Er wird den Feind hassen lernen, das wird ihm Kraft geben, um ihn zu vernichten. Unsere vornehmste Pflicht als Kommunisten ist es, die Liebe zur Partei in die Herzen der Soldaten zu tragen. Dazu darf man weder Zeit noch Mühe scheuen.“



den Alteingesessenen gehöre. So sehe ich aber mit eigenen Augen das rasche Wachstum Ihres Landes, das im Frieden prächtig gedeiht. Natürlich kenne ich unseren Bündnispartner, die Nationale Volksarmee. Ich sehe Ihre Soldaten bei Übungen, ich sah ihren gemeinsamen Einsatz mit der Volkspolizei und den Kampfgruppen bei der Sicherung der Staatsgrenze im vergangenen Jahr, am 13. August. All das verdient eine hohe Wertschätzung, und Sie können viele gute Empfehlungen haben. Ihr Land besitzt eine starke Partei und eine feste Staatsführung. Sehr große Aufmerksamkeit widmet das Politbüro Ihrer Partei, an deren Spitze ein erprobter Marxist-Leninist, Genosse Ulbricht, steht, den Militärfragen. Diese Tatsache verdient unsere allergrößte Hochachtung.“

Das ist sicher: Der General weiß, wie groß seine Verantwortung ist, die er gemeinsam mit uns für die Sicherung des Friedens in Deutschland trägt.

Wievielmals lagen seine Soldaten und er, der Kommandeur, in den Tagen des Krieges in Rauch und Nebel und Feuer, das Erinnerungen verlöschte und Gedanken verwirrte? Wie oft kam er dazu, sein bisheriges Gefühl für die Menschen neu zu überprüfen? Und es gab Tage, da blickte er in Soldatengesichter, blaß, hohlwangig, große ernste Augen, und er sah nicht das kleinste Lächeln, hörte kein lustiges Wort. Menschen unerschütterlichen Willens und harter Konzentration umgaben ihn in schwersten Stunden. Daß sie ihn alle kannten und er sie alle kannte, wird dabei nicht unwichtig gewesen sein. So auch an der Wolga, Januar 1942.

Die Besatzung um Leutnant A. Naumow hat mit ihrem Panzer den Hinterhalt bezogen. Oberst Jakubowski überlegt immer wieder: Ob der Komso-

molze es wohl schafft? Ihm ist es, als würde dort das ganze Feuer zusammengefaßt. Seit Stunden ringt die Besatzung mit überlegenen Kräften des Gegners. Schon fünfmal sieht der Brigadekommandeur eine grelle Stichflamme, vernimmt er eine Explosion. Fünf faschistische Panzer bleiben auf der Strecke. Doch der dumpfe Abschuß der Kanonen, das Gebell der Maschinengewehre geht unter im Gerassel der Ketten. Was ist geschehen? Der Panzer des jungen Leutnants ist in eine Wolfsgrube gestürzt. Die letzte Granate verläßt pfeifend das Rohr. Handgranaten schwirren aus den Luken, krepieren in den Reihen der faschistischen MPi-Schützen. Doch Leutnant Naumow sieht sie, immer näher kriechen sie an seinen Panzer heran. Keine Granate, keine Patrone ist seinen Männern verblieben. Sie schließen die Luken. Aber bald riechen sie es alle, Benzin. Die Faschisten haben ihren Panzer damit übergossen. Qualm und Flammen hüllen sie ein.

Und dann hört sie auch ihr Brigadekommandeur:

„Wacht auf, Verdammte dieser Erde, die stets man noch zum Hunger zwingt...“

Ihr Funkgerät sendet.

Aber dachte nicht jeder auf seine Weise an das Morgen, an das glückliche Ende des Krieges, an die Arbeit und an das Leben? Der Armeegeneral fährt mit der Hand über die Stirn, schiebt eine widerspenstige Haarsträhne nach hinten, prüfend ruhen seine blauen Augen auf uns. Dann fallen die Worte: „Aus Liebe zur Heimat, aus Liebe zum Großen Oktober, aus Liebe zur Partei, waren wir bereit, alles, auch das Leben, hinzugeben. 1941 zogen wir uns zurück. Aber wir zweifelten nicht daran, daß wir zurückkommen. Mit wem ich auch sprach, ob Soldat, Sergeant, Offizier, oder mit der



„... einen Tip für Panzersoldaten? Das erste Gebot ist Wissen. Der Panzer ist eine gute Maschine, eine gute Waffe. Aber der Soldat muß beides kennen, genau studieren, mehrere Wissensgebiete. Und bevor man in einen Panzer klettert, muß man sich vorbereiten. Erstens ist die Luft dort nicht wie im Zimmer, zweitens die Sicht nicht so wie üblich. Demnach muß der Soldat körperlich gesund sein und immer wieder trainieren. Dann gewinnt er Vertrauen und meistert diese Waffe.“

„... Bücher lesen? Ja, ich tue es gern. Es gibt Bücher, die man durchschmökert und vergißt. Es gibt auch Bücher, die man gelesen hat, beiseite legt und doch immer wieder danach greift. Ein Buch darf man nicht in Elle lesen. Studiert jemand Geschichte, so muß er meines Erachtens mehr schöne Literatur lesen. Es gibt viele Bücher über den ersten Vaterländischen Krieg von 1812. Aber wo ist er besser beschrieben, als in 'Krieg und Frieden' von Tolstoj?“



Bevölkerung, bei allen herrschte darüber Gewißheit. Dazu erzog uns die Partei. Und der Glaube wurde durch den Sieg bestätigt.“

Vor unseren Augen erscheinen die Bilder jener Menschen, die gleich dem Genossen Jakubowski ihre höchste humane Pflicht mehr als einmal bewiesen: anderen Menschen zu nützen, für ihr Glück zu ringen. Das tun sie auch heute wieder. Das Empfinden, nicht nutzlos zu leben, für das Wohl des Volkes alles zu geben, das macht diese Menschen, auch den Armeegeneral, glücklich.

Die tiefe Heimatliebe, das ist es auch, was er seinen Soldaten, die heute in der DDR stehen, in die Köpfe pflanzt. Militärisches Wissen, auf jeden Fall, aber nicht weniger darüber, was im Heimatland vor sich geht. So hören die Soldaten von der Eroberung des Brach- und Neulandes, lesen über die riesigen Vorkommen an Erdöl, Kohle, Eisenerz und Buntmetallen und begreifen: arbeiten – das ist Leben. Sie halten heute in ihren Händen die von der Heimat übergebene Waffe, ihr Dienst in der Armee ist ihr Beitrag für den Aufbau des Kommunismus im Lande. „Wüßte der Soldat darüber nicht Bescheid“, meinte Genosse Jakubowski, „so wäre es, als ob ihm frische Luft fehlen würde.“

Wir wollen es nicht leugnen. Des Generals Liebe und Achtung gehört auch einer Waffengattung, den Panzern. Spricht er von seinen Panzern, von den Soldaten, die mit ihnen verwachsen sind, scheint es uns, als habe er Sonne in den Augen. Mit 20 Jahren kommt er in die Minsker Vereinigte Bjelorussische Militärschule. Ihm erscheint die Artillerie als das Höchste in der Armee, eine Waffengattung mit jahrhundertealter Tradition. Da sind solide Kenntnisse gefragt. Erstmalig sieht er die Panzer T 26 und T 27 in einer Übung, schon als

Batteriechef. Von diesem Moment an, er verheimlicht es uns nicht, wartet er auf eine günstige Gelegenheit, um in den Panzer zu klettern. Nach einem Schulbesuch wird sein Wunsch Realität. Dort beginnt sein Weg: vom Zugführer bis zum Kommandeur einer Panzerarmee. Und er gewöhnt sich an den Panzer, wie der Infanterist an seinen Spaten, lebt, kämpft, ißt, schläft im Panzer. „Ich bin nicht der Kleinste, etwa zwei Meter groß, und trotzdem fand ich Platz zum Schlafen im T 26.“

An der finnischen Front wird sein Panzer angeschossen, im Großen Vaterländischen Krieg brennt zweimal seine Maschine. Wer wollte da des Generals Gefühle nicht verstehen? Als junger Offizier liebt er den T 26, als Oberst während des Krieges ist er in den T 34 verliebt, als General ist er dem T 54 u. a. Panzern direkt gewogen.

In seinem Buch „In Feldzügen und Kämpfen“ berichtet Armeegeneral Batow: „Jakubowski?“ sprachen die Soldaten über ihn während des Krieges, „den kennen wir, das ist der Oberstleutnant, der »Churchill« beschlagen hat.“ Während der Schlacht an der Wolga erhielten wir englische Panzer des Typs »Churchill«. Deren Geländegängigkeit war äußerst gering. Jakubowski wies an, Dorne auf die Kettenlieder zu nieten, und danach rollten die Panzer vorwärts.“

„Demnach kennen Sie alle Panzertypen, Genosse Armeegeneral?“

„Ich kenne alle Panzer, die zum Bestand der Sowjetarmee gehörten und die es heute gibt, auch die in der faschistischen Wehrmacht fuhren. Ich habe alle sehr gründlich studiert, auch die der Alliierten während des Krieges.“

„Und jene, die in den NATO-Streitkräften benutzt werden?“



„... eine nette Episode? In den ersten Tagen des Krieges trug ich eine Kavalleriemütze und einen Degen. Kugeln hatten aus meiner Panzerhaube Stücke gerissen. Der Not gehorchend nahm ich die Kavalleriemütze. Den Degen schenken mir Soldaten. Monate habe ich mich nicht von ihm getrennt. Scherzhaft nannte man mich den ‚Kavalleriehauptmann‘. Die Soldaten sagten: Unseren Kommandeur könnt ihr leicht erkennen, er ist groß und hager, trägt eine Kavalleriemütze und den Degen.“

„... Freizeit? Es gibt natürlich sehr wenig freie Zeit, aber etwas findet man doch. Um 6 Uhr stehe ich auf. Sofern es der Dienst erlaubt, spiele ich 90 Minuten Tennis. Ich sitze auch gern am Wasser – angle, ruhe mich aus. Manchmal gehe ich auf die Jagd. Aber wenn ich sehe, wie das Reh läuft, drehe ich mich um und kann nicht schließen. Ob die Fische Respekt vor einem General haben? Die Fische haben kein hohes Bewußtsein, sie beißen dort an, wo es am meisten zu beißen gibt.“



„Auch darüber weiß ich Bescheid. Vor einigen Monaten war ich dort. Sie wissen, daß ich ein ehemaliger Panzermann bin. Sie zeigten mir den Panzer M 60. Sie boten mir an, hineinzuklettern und mir alles genau anzusehen. Ich habe ihnen gesagt, daß ich den Panzer genügend kenne.“

Langsam, ruhig, stolz spricht der General von der sowjetischen Panzerwaffe und von den Soldaten. Sicher hörte er hundertmal, nein tausendmal das leise, dumpfe, heisere, klirrende Geräusch des Metalls, das über Steine kreischte, das Heulen der Motoren, gleich darauf, von irgendwoher, die sichere Stimme der Kanone.

Er nennt den Panzer eine selbstfahrende Fabrik, in der nur vier Menschen arbeiten. Aber in diesen Menschen stecke eine enorme Kraft, sofern sie diese Waffe, die gebändigten PS tatsächlich beherrschen. Auch in einem Raketen-Kernwaffen-Krieg, den die Imperialisten vorbereiten, könne man auf die Panzerwaffe große Hoffnungen setzen, als eine Waffe, die jeder anderen standhalte. Übrigens verfügen wir nicht nur über genügend Panzer, Flugzeuge, Raketen, sondern auch, so betont der General, über eine enge brüderliche Freundschaft. Womit würde also ein Krieg für den Aggressor enden?

Umgang mit kriegswütigen Schreiern? Der Oberkommandierende der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in der DDR hat seine Erfahrungen.

Er hatte das faschistische Geschmeiß hassen gelernt, aus tiefstem Herzen.

Er sah den Himmel über seiner Heimat schmutzigrot.

Er sah Frauen, Männer, Kinder, die nach Osten zogen. Er sah seine russische Erde brennen.

Er lehrte die Faschisten das Laufen. An der Wolga,

bei Kursk, am Dnjeprübergang. Sie rannten bei Kiew, Lwow und Sandomir. Sie flitzten an der Oder und in Berlin.

Er haßt sie noch heute, die da wieder frech ihre Stimme erheben und nach ‚Revanch‘ schreien.

„Aber wir Sowjetmenschen haben nie den Faschismus und das deutsche Volk für eins gehalten. Die Soldaten, Offiziere und Generale der Sowjetarmee, die jetzt auf dem Territorium der DDR leben, hegen die freundschaftlichsten Gefühle gegenüber dem deutschen Volk und unseren Kampfgenossen, den Soldaten der Nationalen Volksarmee. Sollte irgend jemand die Hand gegen die DDR erheben, wird er den Kopf verlieren.“

Wir werden alles daran setzen, um die Überreste des zweiten Weltkrieges zu liquidieren, einen deutschen Friedensvertrag abzuschließen und auf dieser Grundlage Westberlin in eine entmilitarisierte Freie Stadt umwandeln. Das ist nicht nur ein Recht, sondern die Pflicht aller Staaten, die im Krieg gegen Hitlerdeutschland standen.“

Für die Gesellschaft zu leben, zu schaffen, anderen Menschen zu dienen, ist das nicht der schönste Beruf? Manche Nacht schloß er kein Auge, immer war er dort, wo es ‚brannte‘, riß er seine Soldaten mit. Sein richtiger Entschluß als Kommandeur, der Mut und die Ausdauer der Soldaten entschieden wohl dutzendmal das Gefecht.

So ist er auch heute als Oberkommandierender – energisch, beharrlich, entschlossen. Vor allem ist er Kommunist. Der Armeegeneral liebt das Leben, liebt die Menschen, liebt die Arbeit. Der Armeegeneral liebt den Frieden. Damit er und wir auch morgen über seiner und unserer Heimat Zukunft selbst bestimmen können, tragen er und wir das Gewehr.



Ein Kurierfahrzeug unterwegs. Nachdem es eine vom „Gegner“ nicht gesicherte Baumsperre überwand, wird es von Diversanten überfallen. Doch das Kurierdokument muß pünktlich zum Empfänger. Wird die Besatzung es schaffen?



insam prescht ein Schützenpanzerwagen am späten Nachmittag auf dem Waldweg dahin. Der SMG-Schütze steht schußbereit hinter seiner Waffe. Die MPi-Schützen sichern aufmerksam nach allen Seiten. Der Soldat auf dem Beifahrersitz hütet sorgsam eine

wohlverschlossene Aktentasche. Warum so eilig? Wo ist das Ziel? Der unsichtbare Inhalt der Tasche gibt darüber Aufschluß. „Durch Kurier!“ steht auf dem versiegelten Briefumschlag. „An den Kommandeur der 12. Panzerdivision.“ Der Inhalt: Wichtige Befehle und Dokumente für die weiteren Gefechtshandlungen der Truppen. „Bis heute abend

19 Uhr bringen Sie dieses Dokument zum Gefechtsstand der 12. Panzerdivision“, hatte der Stabschef der Armee dem Gefreiten Weber, dem Mann mit der Aktentasche, befohlen. „Es darf auf keinen Fall dem Feind in die Hände geraten“, fügte er ausdrücklich hinzu. Gefreiter Weber studierte daraufhin auf der Karte gründlich den befohlenen Marschweg. Einwandfreie topografische Orientierung ist neben Mut und hohem militärischen Können eine der wichtigsten Fähigkeiten, die ein Kurrier besitzen muß. Deshalb durchdachte Gefreiter Weber sorgfältig alles, was er beachten muß, um den Auftrag sicher und pünktlich auszuführen. Wie lang ist die Strecke? Wieviel Zeit habe ich?



17.00 Uhr: Gefreiter Weber empfängt vom Stabschef Auftrag und Kurierdokument. Zwei Stunden hat er Zeit. Fest prägt er sich den befohlenen Marschweg und die Umgehungswege ein.



17.35 Uhr: Ein verseuchter Geländeabschnitt ist zu überwinden. Das war nicht „geplant“. Auch die Reifenpanne nicht. Also Reifenwechsel! Mit Maske und Schutzbekleidung keine Kleinigkeit. Die Zeit drängt.



In welchem Zustand sind Straßen und Wege? Sind Deckungsmöglichkeiten und Hindernisse vorhanden? Welchen Umgehungsweg muß ich fahren, falls eine Brücke zerstört oder eine Straße unpassierbar ist? Wo muß ich mit Feindeinwirkung rechnen? Was muß ich mitnehmen, um eventuell Überfälle von Diversanten oder feindlichen Aufklärungskräften abwehren zu können? Aus dem Studium des zweiten Weltkrieges weiß Gefreiter Weber, daß gerade Kurierwege beliebte Objekte der gegnerischen Aufklärer sind. Ein plötzlicher Überfall aus dem Hinterhalt, und fort ist der Kurier mitsamt seinen Dokumenten. Zeitverlust, sogar Menschenopfer können die Folge sein. Das zu verhindern, darauf ist Gefreiter Weber mit seiner SPW-Besatzung gewappnet. Er wird das ihm anvertraute Dokument sicher und pünktlich im befohlenen Stab abliefern. Doch die Fahrt dorthin ist alles andere als eine „Spritztour“, wie unsere Bilder zeigen. Sie bedeutet Kampf, der ganze Männer erfordert, die wissen, daß sie unentbehrliche Helfer der Kommandeure sind.

R. Dressel

18.05 Uhr: Eine Baumsperre! Ist sie gesichert oder vermint? Nichts dergleichen. Unter dem Schutz der Kameraden und der hereinbrechenden Nacht räumen die Genossen Arndt und Heerlein die Sperre weg.



18.35 Uhr: Eine Brücke ist gesprengt. Wie verlief der Umgebungsweg? Schnell ein Blick auf die Karte. Ein paar Kilometer Umweg zwar, aber er führt zum Ziel, das pünktlich erreicht wird. Der Kommandeur kann rechtzeitig mit seiner neuen Arbeit beginnen.

Der vaterländische Stemmerverein

Von Jan Koplowitz

Wenn ich an den Denkmälern vorbeigehe, die unter dem roten Winkel eine Menge Namen tragen, dann denke ich an meine Genossen, an die Freunde, die ich verlor. Ernste und heitere Erlebnisse mit ihnen tauchen aus der Erinnerung auf.

Gustl Sandtner steht vor mir, KPD-Abgeordneter, unser letzter Bezirkssekretär, groß und breit, mit dem wie aus Stein gehauenen Quadratschädel, dem braunen rebellischen Haar. Wir nannten ihn den „bayrischen Löwen“. Und neben ihm erkenne ich, klein und drahtig, den Genossen, der im roten Stadtteil Brigittental nur den Namen „Bürgermeister“ führte, weil er davon geträumt und geschwärmt hatte, der erste rote Bürgermeister unserer Stadt zu sein. Sie haben ihn umgebracht, bevor er die rote Fahne auf dem Rathaus sehen konnte.

Und dann denke ich vielleicht an Hansl Reisig aus Wien, der kurz vor der Befreiung durch die Sowjetarmee noch wegen „Wehrkraftzersetzung“ an der Front erschossen worden war. Diesen Hansl lernte ich im Jahre 1936 in Wien kennen.

Aus Prag hatte mich die Partei zur illegalen Arbeit über die Grenze geschickt. Über der Wiener Hofburg flatterte das schwarz-rote Krukenkreuz des österreichischen Klerikalfaschismus. Der Widerstand des Republikanischen Schutzbundes war längst niedergeschlagen. Seit dem Februar 1934 waren er, die Kommunisten, die SPÖ, die freien Gewerkschaften verboten und arbeiteten illegal weiter. Den Löwenanteil an dieser Arbeit und ihren Opfern trugen die Kommunisten.

In diesen Jahren zwischen 1934 und 1938 schimpfte sich alles „vaterländisch“. Die bürgerlichen Parteien, bis zur äußersten Rechten, verschwanden in der nationalistischen „vaterländischen Front“. Die von der Reaktion kontrollierten Einheitsgewerkschaften hießen „vaterländische“. Kunst – Kultur – alles gebärdete sich „vaterländisch“, und so stand es auch auf der Adresse. Jeder Schrebergartenverein setzte ein „vaterländisch“ vor seinen Namen.

Die Wiener Polizisten nannte der Volksmund dagegen Mistelbacher, weil aus diesem Dorf nichts Gescheiteres herauskam als Wachleute. Und die politische wie die Kriminalpolizei hörte auf den Spitznamen: die „Kiberer“.

Das ganze Regime gab sich viel schlampiger und legerer als es war – und es war gefährlich. Es gibt Gemeinsamkeiten mit der westdeutschen Situation. Der Übergang des sich fromm gebenden Klerikalfaschismus zur Brutalität der braunen Pest vollzog sich in fast absoluter Windstille, ohne Sprünge oder Brüche. Er war glatt.

Im deutschen Westen stimmt heute die SPD mit

der Reaktion zusammen für Atombewaffnung und für Ausnahme Gesetze gegen die Arbeiterklasse. Die Wiener SPÖ hatte keine Gelegenheit, sich so schandbar zu betragen. Sie hat das allerdings inzwischen nachgeholt.

Aber wir schreiben ja 1936. Wie gemütlich sich die „Abwehr“ gegen die Naziumsturzversuche vollzog, um so härter und gar nicht nach Muster: K.u.K. – Kamerad Schnürschuh, ging die Schuschniggregierung gegen links vor.

Deshalb bekam ich eine Gänsehaut, als mir Hansl Reisig eines Abends kategorisch erklärte: „Du, Jonny, mir gengan jetzt sofort zu an ‚Vaterländischen Stemmerverein‘.“

Meine erste Reaktion war, ihm auf gut weanerisch-ottakringerisch zu antworten: „Du Depp, bist varueckt wurn, heh?“ Dann erklärte ich dem guten Genossen mit Engelsgeduld, daß ich doch ein deutscher politischer Emigrant wäre, der in Wien eine illegale Aufgabe zu erfüllen habe und daher so eine Veranstaltung nicht besuchen dürfe. Ob er das nicht selber wüßte...

Der große Muskelberg Hans legte mir die Hand auf die Schulter, in Wien heißt so etwas Prätzen, und da gab ich – zwar nicht alle Widerrede, aber den Widerstand – auf. Denn Hansl hatte bei der letzten Arbeiter-Olympiade 1929 die „Goldene“ im Halbschwergewichtsstemmen gewonnen, und meine Schulter bekam das zu spüren.

Draußen durfte ich dann aus anderen, verständlichen Gründen nicht mehr opponieren. Wir bogen rasch in eine Seitengasse ein und gingen in ein Gasthaus „Zum Heurigen“. Im Schankzimmer betätigte der Wirt die Bierhähne, seine Frau besorgte die Weinabteilung. Gemütliche Wiener spülten hier ihre Kehlen.

Anders im Vereinszimmer, hinter der breiten Milchglastür. Um ein festes Holzpodium, mit Stahl eingelegt, standen die starken Männer. Unter ihnen erkannte ich sofort den Toni, in dessen möbliertem Zimmer ich einmal übernachtet hatte. Als ich mich am Morgen wegen der Härte der Matratze beklagt hatte, beruhigte er mich: „Geh schau – dees is bloß der Abziehhapparat. Irgendwo muß ich 'n scho versteck'n, weiß't?"

Auch den Schorschi entdeckte ich, der für die illegale Gewerkschaftsbewegung unter den Kommunalarbeitern agitierte, und so manche andere „Bekannte“.

Das sportliche Völkchen machte Lockerungsübungen, legte sich die Scheibenhanteln zurecht, schraubte neue Gewichte auf, sprang und wippte. Vor der Glastür stand, kaum war ich eingetreten, der Vorsitzende, ein riesiger stämmiger Sechziger, Wache.

Bald erschien auch Hansl im knappen Sportdreß inmitten der Riege.

Unter seinesgleichen fiel die Schwerathletengestalt gar nicht mehr sehr auf. Nach dem Muskeleinspielen nahm der Vorsitzende das Heft in die Hand. Er rief die Sportler nach einer Liste auf. Hier galten nur die Vornamen. Jeder mußte sein Versuchsgewicht ankündigen, bevor er die Scheibenhanteln anpackte: „Toni II, Leichtgewicht, 105 Kilo.“

In diesem Augenblick begann der Pianist zu spielen, der an der Stirnseite des Raumes dem Instrument jene Spezialmelodie entlockte, auf die der entsprechende starke Mann eingefuchst war.

Ich fiel aus allen Wolken.

Feindliche Stürme – die „Warsawianka“, der polnische Sozialistenmarsch. Und richtig, als der Refrain einsetzte – war Toni leicht in die Beuge gegangen, hatte das Gewicht am stählernen Quergriff gepackt, erst bis zur Schulterhöhe und dann über seinen Kopf – zur Strecke – gedrückt. So drückten sich Fachleute aus. Und die riefen erfreut: „Guat is, Toni, weiter so!“

Niemand kümmerte sich um mich. Ich wäre am liebsten in mich selbst zusammengekrrochen, geschrumpft und durch das Schlüsselloch entflohen. Wie konnten sie nur – derartig unkonspirativ... Ich lief zur Tür. Der Vorsitzende rief mir als Zerberus entgegen: „Do bleibst!“

Der nächste Stemmer kam an die Reihe. Es folgte am Piano der russische Fliegermarsch: „Wir sind geboren, Taten zu vollbringen...“

Ich bekam Angst, nackte, quälende Angst. Die Tür brauchte nur aufzugehen – Uniformen – und ich saß in der Falle. Der Schweiß stieg mir in die Stirn, der Schweiß und die Blässe der Furcht.

Dem nächsten Stemmer spielte der Musikant: „Wir

sind die Arbeiter von Wien!“ Und der darauffolgende hörte seine Lieblingsmelodie: „Wann wir schreiten Seit' an Seit'!“ So ging es fort, und nur die Internationale fehlte noch, nachdem die Sternmerrie den ersten Durchgang des „beidarmigen Drückens“ beendet hatte.

Ein Gefühl der Wurstigkeit stellte sich bei mir ein. Jetzt war schon alles gleich. Ich beobachtete die Übung interessiert, bemerkte, daß die Stemmer das Gewicht bei einem bestimmten Takt, ja sogar auf eine bestimmte Note der Musik zur Hochstrecke brachten, als wäre sie ein Signal für ihre Muskeln.

Als ich in der Pause auf den Vorsitzenden zu stürzte, wehrte er mich mit ausgestreckten Händen ab: „I hob jetztat ka Zeit, i muß a spurtliche Auswertung mach'n.“ Und der ganze Kreis seiner Kämpfen steckte mit ihm die Köpfe zusammen.

Die Angst kam wieder. Es war doch Wahnsinn, wegen Hansls Marotte kaputtzugehen, nachdem man Haft und Prügel, Flucht und Strapazen, Ausweisung und Hunger überstanden hatte. Daß die Österreicher mich ohne Federlesen der SS des Dritten Reiches ausliefern würden, wenn sie meiner habhaft wurden, das war mir ebenso klar, wie das Todesurteil vor dem „Volksgerichtshof“ einen Tag später.

Für alle Fälle begann ich die Gegend zu peilen. Durchs Fenster schaute man in einen kleinen Hof. Zwei Türen – eine in den Garten – die andere in den Hausflur.

Hansl sah meinen Schrecken und kam zu mir. „Schau, Jonny“, versuchte er mich zu beruhigen, „glaubst du, daß wir einen Illegalen aus Deutschland mutwillig in Gefahr bringen? In diesem Lokal befindet sich niemand, der nicht zu uns gehört, einschließlich der Gäste vorne. Es gibt außerdem drei gute Ausgänge. Und – wir brauchen dees Stemmen –. Nicht nur für die Gesundheit.“

„Aber die Lieder, Hansl!“ Er grinste: „Frag den Vorsitzenden.“ Die Pause war vorbei. Neue Melodien kamen auch nicht mehr hinzu. Man blieb bei den *eingespielten*.

Endlich ging die Übungsstunde zu Ende. Die Stemmer waren sich umkleiden gegangen. Der Vorsitzende ließ sich sprechen.

„Wie könnt ihr nur solche Lieder spielen? – Das ist doch alles verboten! – Was macht ihr, wenn die Polizei kommt?“ ereiferte ich mich.

Er lachte breit und dröhnend: „Ja, die ‚Kiberer‘ sind scho dogewes'n, sogar mit die ‚Mistelbacher‘. Aber dann san's ganz friedlich wieder ganga.“

„Und was haben sie gesagt?“

„Goar nix – gefragt haben's halt.“

„Ja, was denn, zum Teufel noch mal.“ Mein Geduldsfaden riß.

„No, warum daß mir solche Lieder spüll'n tan“, kam es seelenruhig.

„Und was habt ihr darauf geantwortet?“

„I hob' halt gesagt: ‚Im Herzen san mir scho alle vaterländisch gleichgeschaltet, nur die Muskeln können sich noch net dran gewöhnen!‘“

Und dann nahm der Alte meine Hand in seine Arbeiterfaust, daß ich in die Knie ging. Und die Angst war weg, wie weggeblasen.



Illustration: Paul Klimpke



MAJOR

K. H. FREITAG

Sie trafen sich in Brno

Daß irgendwo auf der Welt vier Männer zusammenstehen, ist wahrlich keine aufsehenerregende Seltenheit. Schließlich findet man solcherart Bilder alle Tage und wo man will. Selbst unter dem Aspekt, daß besagte Männer Uniformen tragen, mitunter sogar solche, deren Aussehen darauf schließen läßt, daß ihre Träger verschiedenen Armeen entstammen.

Demzufolge wäre also unsere Geschichte gar keine Geschichte?

O doch!

Denn mit den vier Männern auf unserem Foto hat es eine ganz besondere Bewandnis, durchaus des Erzählens wert. Um sie zu schildern, ist es allerdings notwendig, ihren Ursprungsort aufzusuchen und fast auf den Tag genau achtzehn Jahre zurückzublenden ...

„Hier, Kameraden, stelle ich euch unseren sowjetischen Instrukteur vor!“

Während der vor der Front stehende Offizier eine kurze Pause einlegt, blicken mehrere hundert Augenpaare mit unverhohlener Neugier auf einen kleinen, gedrungenen Major in Fliegeruniform, der

mit der Kartentasche in den Händen neben ihrem Kommandeur steht. In seinen Mundwinkeln zuckt es verschmitzt. Aus seinem Gesicht sprechen Güte und Freundlichkeit.

„In den Händen von Major Tscheker wird von dieser Stunde an unsere Spezialausbildung liegen“, erklärt, die Blicke seiner Soldaten wieder auf sich ziehend, der schlanke Oberleutnant. „Ihr wißt, worum es geht. Und ihr wißt, daß uns für die Herstellung der Kampfbereitschaft unserer 2. Luftlandebrigade nur wenig Zeit bleibt. In diesen Tagen kämpft unser Armeekorps bei Saschkow heldenhaft gegen die Faschisten. An uns allein wird es liegen, ob wir bald und erfolgreich als erste tschechoslowakische Gardetruppe in die Schlachten zur Befreiung unserer Heimat und ganz Europas vom Joch der Hitler-Leute eingreifen können. In diesem Sinne: An die Arbeit, Kameraden!“

Der Oberleutnant wendet sich zur Seite: „Bitte, Sie haben das Wort!“

Doch der Major winkt ab: „Ich bin einer Meinung mit Ihnen – beginnen wir!“

Und so beginnen im Januar 1944 in Jefremow bei Orjol Tausende tschechoslowakischer Patrioten, angeleitet und unterstützt von Offizieren der Ro-



Im Visier die Landsknechte des deutschen Militarismus, so kämpften die Freiwilligen für die Befreiung der Heimat

ten Armee, mit der Fallschirmjägersausbildung. Zwei Drittel aller Soldaten der soeben aufgestellten 2. Luftlandebrigade des 1. tschechoslowakischen Armeekorps hatten noch bis vor ganz kurzer Zeit zu der „Schnellen und Sicherungsdivision“ des slowakischen Faschistenführers Tiso gehört. Bei Melitopol auf der Krim waren sie ihren Nazi-Offizieren entwischt und zur Roten Armee übergelaufen, insgesamt 2700 Mann. Jetzt stehen sie freiwillig und aus eigenem Entschluß auf der richtigen Seite — auf der Seite derer, die für Recht und Freiheit kämpfen, so auch für das Recht und die Freiheit ihres eigenen Volkes, das gegenwärtig noch unter dem Stiefel des Faschismus stöhnt.

Wladimir Afanasjewitsch Tscheker hat in den ihm anvertrauten Tschechen und Slowaken gelehrt, aufmerksame Schüler gefunden. Nichts ist ihnen zu schwer und nichts zu mühevoll, um das harte Einmaleins der Fallschirmjäger zu erlernen. Dabei ist es bitter kalt in diesen Wintertagen des Jahres 1944. Schneestürme jagen heulend über das Land. Das Thermometer zeigt zwanzig, fünfundzwanzig, dreißig Grad unter dem Gefrierpunkt. Doch bis zum April haben die aus allen möglichen Waffengattungen kommenden Soldaten schon stattliche 13 559 Absprünge und etliche Kampfübungen hinter sich.

Besonders hervorstechend sind die Leistungen des Zuges von Vasil Kučeravý, und in ihm wiederum die der beiden Obergefreiten Juräg Kovač und Josef Majirský. Oft möchten sie in der eisigen Kälte, die einem fast Augen, Mund und Nase zufrieren läßt, am liebsten alles hinschmeißen, an den warmen Ofen flüchten oder sich in den molligen Schafspelz wickeln. Doch immer wieder siegt ihr Wille, so bald wie möglich für den entscheidenden Kampf gerüstet zu sein, um teilhaben zu können an dem siegreichen Vormarsch der sowjetischen Armeen, an der Befreiung ihrer unterdrückten Landsleute in Prag, Ostrava, Brno, Bratislava...

Am 23. April 1944 ist es soweit. Vasil, Juräg und Josef legen gemeinsam mit ihren Kameraden den Schwur auf die Heimat ab und empfangen ihre Truppenfahne.

Wenig später wird die Brigade in den Raum von Przemysl verlegt und dem 67. Korps der 38. sowjetischen Armee zugeteilt. Mit den tschechoslowakischen Gardesoldaten geht auch Major Tscheker in den Kampf. Gemeinsam erleben sie schwere und opferreiche Monate. Monate aber auch, in denen sie den Truppen der faschistischen Wehrmacht zahllose erfolgreiche Gefechte liefern, sie zurückschlagen und den Weg in das Herz des Hitlerreichs bahnen helfen.

Da kommt aus der Heimat die Kunde, daß sich die Slowaken zu einem großen Volksaufstand erhoben haben.

Vasil, Juräg und Josef hören auf einem kleinen Feldflugplatz davon. Jubelnd fallen sie sich in die Arme und hasten Minuten später zu ihrem Freund Wladimir Afanasjewitsch.

„In der Slowakei hat das Volk den bewaffneten Kampf aufgenommen!“, überfallen sie den inzwischen merklich älter gewordenen Major, der ob dieser Freudennachricht schmunzelnd hundert Gramm Wodka aus seiner „Privatschatulle“ spendiert.

„Auf den Sieg!“

„Auf den Kampf der Slowaken!“

Blechern scheppern die Metallbecher aneinander. Doch dem vierblättrigen Kleeblatt ist es, als läge der Klang edler Kristalle in der stickigen Luft des Unterstandes.

Im Raum von Krosno konzentrieren sich die Einheiten der 2. Luftlandebrigade zum Abflug — es geht in Richtung Heimat. Den Fallschirmjägern ist die Aufgabe gestellt, den slowakischen Aufstand zu unterstützen. Mit dreihundertfünfzig Transportmaschinen nehmen sie Kurs auf die Berge der Slowakei, wo sie von nun an in kleinen und klein-

sten Gruppen mit den Partisanen im Rücken des Feindes kämpfen.

Schwer fällt der Abschied von Wladimir Afanasjewitsch. Doch die leise Wehmut der letzten herzlichen Umarmung nach alter russischer Sitte wird aufgehoben durch die Freude, nun endlich, endlich auf heimatlichem Boden mit den Faschisten ringen zu können.

Die Hitlergenerale glauben, den Kampfeswillen der slowakischen Bevölkerung mit einer scharfen Polizeiaktion brechen zu können. Aber sie täuschen sich ungemein: Brüderlich verbunden mit den Soldaten der 2. Luftlandebrigade binden die Aufständischen für gut zwei Monate ein ganzes Heer des Feindes — Truppen der Waffen-SS, mehrere Infanteriedivisionen, Fliegergeschwader, Polizeiregimenter, Strafbataillone der SS, Feldgendarmarie, verschiedene Eliteeinheiten und andere Wehrmachtsteile, die die Nazis dringender denn je an der Front brauchten.

In der gleichen Periode greift die 38. sowjetische Armee den Feind zusammen mit dem 1. tschechoslowakischen Armeekorps über die Berge der Karpaten an und erobert den Dukla-Paß. Am 6. Oktober 1944, um 8 Uhr morgens, erreichen die ersten tschechoslowakischen Soldaten die Staatsgrenze ihres Vaterlandes.

Indes halten Vasil Kučeravý und seine Kameraden in den Bergen weiterhin erfolgreich die faschistischen Truppenteile in Schach, kämpfen heute hier und morgen dort, locken den Feind in den Hinterhalt und fallen ihm in die Flanke, sprengen Munitionslager und zerstören Eisenbahnlinien, kurzum, bringen den verwirrten Wehrmachtsteilen einen empfindlichen Verlust nach dem anderen bei.

Alle drei — Vasil Kučeravý, Juräg Kovač und Josef Majirský — erleben den 17. Mai 1945 mit der stolzen Siegesparade über die Straßen des hunderttürmigen Prag ...

Daß irgendwo auf der Welt vier Männer zusammenstehen, ist wahrlich keine Seltenheit. Auch nicht bei diesen vier?

Das eben Erzählte ist ihre Geschichte. Achtzehn Jahre ist es her, da sie sich, alle vier vereint, bei Krosno zum letzten Mal sahen.

Der Major ist inzwischen Oberst der Sowjetarmee geworden, der Zugführer Oberstleutnant der Reserve und Trainer der CSSR-Fallschirmspringermannschaft zu den diesjährigen Weltmeisterschaften, der Obergefreite Kovac Oberstleutnant der tschechoslowakischen Luftstreitkräfte und der Obergefreite Majirsky Major, gegenwärtig Hörer an der Militärakademie „Antonin Zapotocky“ in Brno.

In Brno war es auch, wo sie sich im Herbst 1962 wiedertrafen. Älter geworden zwar, aber im Herzen jung geblieben — und nach wie vor bereit, mit dem gleichen Wagemut gegen die Neuauflage des Faschismus zu kämpfen, falls er versuchen sollte, wiederum seine Krallen nach fremden Ländern auszustrecken.

Anekdotisches

Der Fluch der guten Tat

Stabsfeldwebel W. hatte für die Kfz.-Inspektion einen Geschwindigkeitsmesser entwickelt. Nun ist Genosse W. jedoch ebenfalls Besitzer eines schnellen „Hirsches“. Und als er eines Tages die zu rennfahrerischen Künsten reizende Straße an der Erfurter Thüringenhalle entlangbraust, wird er gestoppt.

„Genosse Stabsfeldwebel, Sie haben die zulässige Geschwindigkeit überschritten!“

„Und wie wollen Sie das festgestellt haben?“

Der Genosse der Kfz.-Inspektion lächelt fein und weist auf einen kleinen, grauen Kasten: „Mit Ihrem Geschwindigkeitsmesser!“

Verhext

Schießausbildung. Der Gruppenführer beginnt mit einigen Kontrollfragen. „Soldat Urban, welche Anschlagarten haben wir bei unserer ersten Ausbildung geübt?“ — „Den Schnellschuß und den ...?“ — „Na, war da nicht noch etwas in Hüfthöhe?“ — „Aha, der Hexenschuß, Genosse Unteroffizier.“



Vignetten: Parschau

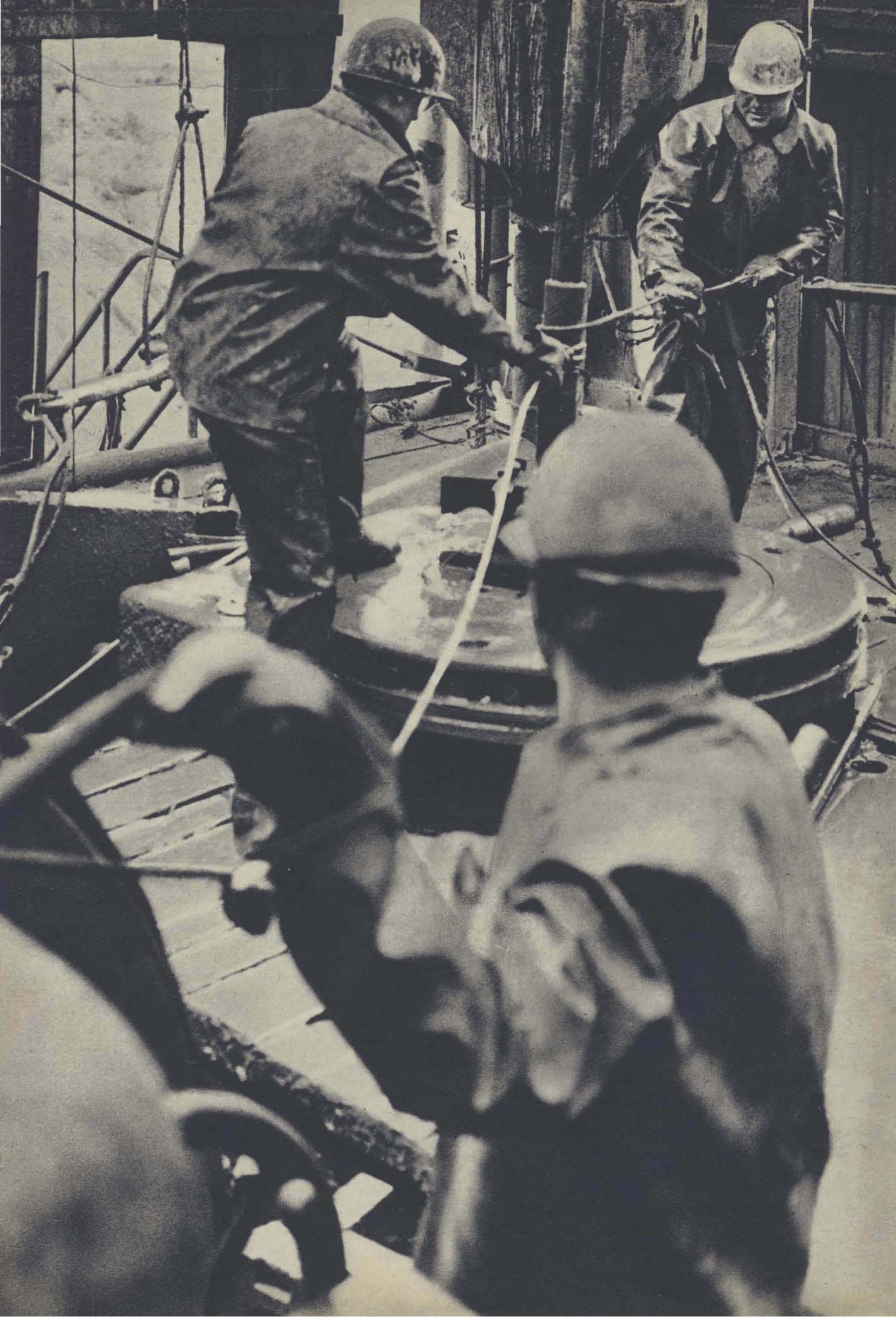
Höflich sei der Mensch

Ortsbiwak. Der Stabschef gibt die Ordnung im Biwak bekannt. Hinter der angetretenen Einheit überprüft ein Gefreiter befehlsgemäß das Schanzzeug. Er verursacht dabei unnötigen Lärm. Zu gleicher Zeit blökt am gegenüberliegenden Hang, allen sichtbar, ein Schaf. „Machen Sie nicht solchen Lärm“, ruft der Stabschef ungeduldig. Meint einer im Glied: „Ich hab' doch immer gesagt, unser Stabschef ist ein höflicher Mensch. Er spricht sogar die Schafe mit ‚Sie‘ an.“

Nervensache

Unteroffiziersschüler Müller ist bei der Fahrschulprüfung ziemlich aufgeregt. Als er an die Reihe kommt, meldet er sich beim Leiter der Prüfungskommission: „Genosse Hauptmann, Unteroffiziersschüler Müller meldet sich zum Fahren der ersten Pistolübung!“







rdöl gefunden! Es war ein Glückstag für die Besatzung des Bohrturms 113. In der Morgenfrühe hatten sie einen neuen „Kern“, eine Gesteinsprobe, zutage gefördert. Und aus dieser zylindrischen Säule, die eine Bohrkrone in großer Tiefe aus dem Berg geschnitten hatte, war es zuerst in Bläschen,

dann in Perlen, schließlich als dichte fettige Schicht hervorgequollen. Öl von bester Beschaffenheit!

Bewiesen war, daß das unlängst entdeckte Ölfeld bei Grimmen im Bezirk Rostock auch noch über den Ort der Erkundungsbohrung 113 hinausreichte. Die Front der Erkundungstürme wird sich also noch weiter auseinanderziehen; die Fläche, auf der später eine Produktionsbohrung neben der anderen niederzubringen ist, wird sich noch weiter ausdehnen. Wir können heute schon sagen: Die Bohrkumpel, Bergingenieure und Geologen haben mit sowjetischer Hilfe einen großen Schatz entdeckt. Doch wir wissen noch gar nicht, wie reich wir wirklich sind. Es wird weiter erkundet...

Rohr sinkt durch die Öffnung im Drehtisch nieder. Halt und aushaken! Vollgas aufwärts! Im Maschinenhaus die mächtigen Diesel brüllen auf. Empor rast der Kranhaken. Bremse! Und der Mann, der sich 25 Meter hoch im Turmgerüst aus einer Kanzel beugt, der Turmsteiger Gärtner, hakt das obere Ende eines neuen Rohrzuges ein. Dutzende lange Gestängerohre lehnen noch in der Turmecke. Nur eine und dreiviertel Minuten dauert der Einbau eines Teilstücks, dennoch sind mehrere Stunden vonnöten, bis das Schneidwerkzeug wieder die Bohrlochsohle erreicht.

Die Turmbesatzung hatte noch etliche Tage zu drillen, um die ölführende Schicht – den Speicher – ganz zu durchstoßen.

Schon während der Annäherung an den Speicher hatte die Besatzung Gasalarm geübt, auch unter dem Turm schnellschließende Absperrventile eingebaut. Bergingenieur Harald Lindner, der junge Leiter der Anlage, hatte seit Tagen den Platz auf dem einsamen Feld bei Grimmen nicht mehr verlassen; aus dem Kojenfenster seines Wohnwagens

DDR UNSER VATERLAND

Als dies Foto aufgenommen wurde, war die Fröhschicht der Turmbesatzung schon wieder beim Einbauen des Gestänges, das aus Dutzenden Stahlrohren zusammengeschraubt wird. Die Arbeitsplattform des Turmes war über und über bespritzt mit einer braunen, kleistrigen Masse, der Spülung. Sie wird durch das hohle Gestänge zur Bohrlochsohle gepumpt, tritt dort aus und schwemmt das losgebohrte Gestein über Tage: durch ihr Gewicht und den Pumpendruck schützt sie ferner vor verheerenden Ausbrüchen des mit mehreren hundert Atmosphären zutage drängenden Erdöls. Solange gebohrt wird, muß die Spülung da sein, und die Besatzung sieht aus wie auf dem Bild.

Auf Gummistiefeln schliddern die beiden Bohrarbeiter über die glitschige Plattform, der Praktikant Peter Dahlmeier und der Landmaschinenschlosser Siegmund Krieg, der noch vor kurzem seinen Dienst als Gefreiter in einer Mot.-Schützen-Einheit versah. Die beiden legen ein Seil um das untere Ende des oberen Rohrzuges, dann gibt Schichtführer Wolfgang Horn – Abiturient und künftiger Fernstudent der Bergakademie – langsam Gas auf das Spill, und das Seil dreht den Rohrzug und zieht das Gewinde fest. Nun die Schelle entfernt, die den unteren Rohrzug auf den Drehtisch abgestützt hat. Bremse los! Unter Getöse saust der mächtige Flaschenzug herab, und das

konnte er auch nachts sofort die Lage überblicken.

Größte Umsicht war um so mehr geboten, als die Besatzung noch Erfahrungen sammeln mußte. Kein Wunder! Das erste Erdöl der DDR ist erst Anfang vorigen Jahres gefunden worden, und erst danach sind die Bohrtürme bei Grimmen in Gruppen emporgewachsen... So gehört der Motorenwart Heinz Snoppek, der seit Juni 1961 dabei ist, schon zu den „Alten“. Snoppek war Unterfeldwebel bei den Panzern. Die fünf großen „Uralmasch“-Diesel, die er zu betreuen hat, können ihm nichts vormachen. Denn Snoppek, der gelernte Maurer, versteht sich seit seiner Dienstzeit auf Dieselmotore.

Die Motore und die Besatzung – sie werden binnen kurzem umziehen zu einem neuen Turm. Dort werden sie wieder – erst mit dem Turbinenmeißel, dann mit der Bohrkrone – mehrere Monate lang in die Tiefe vorstoßen.

Auf 113 aber wird inzwischen das Bohrloch mit einem Ventil verschlossen, die Spülung herausgepumpt, das Öl unter seinem Lagerstättendruck emporgestiegen sein, und gebündelt wird es in die Behälter fließen.

Erdöl, der wertvollste natürliche Brennstoff, der Grundstoff auch für eine Vielzahl von Erzeugnissen der Petrochemie. Erdöl für die Republik.

Jochen Wilke



Smolny, Oktober 1917

ALBERT RHYS WILLIAMS

Ein neues Kapitel der Weltgeschichte

Der Zar ist gestürzt. Der Bürgerliche Kerenski regiert. Aber die überall im Lande entstandenen Räte, die Sowjets, sind eine reale Macht der Volksmassen. Nieder mit Kerenski! Alle Macht den Sowjets! Das ist die Parole der Bolschewiki, das ist die Parole der Massen. Ein zweiter Allrussischer Rätekongreß steht bevor, der die Frage lösen will: entweder Kerenski oder die Sowjets. Aber für die Massen gibt es kein entweder – oder. Alle Macht den Räten! Und das Volk schafft sich Gehör unter der Führung der Bolschewiki. Der Termin des bolschewistischen Aufstandes der Massen ist verraten. Also muß man früher losschlagen. Am 24. Oktober (6. November) bricht der Aufstand los. Am 25. Oktober (7. November) sind alle zentralen strategischen Punkte Petersburgs in der Hand der Roten Arbeitergarden, der Bolschewiki. In dieser Atmosphäre wird der Kongreß im Smolny eröffnet. Der Amerikaner A. R. Williams, der zu dieser Zeit mit John Reed in Petersburg weilte, schrieb ein Buch „Durch die Russische Revolution“ (Berlin 1922), aus dem wir einen Auszug veröffentlichen.

Aus dem Krieg, der Verbannung, aus Kerkern und Sibirien kommen die Delegierten nach dem Smolny. Seit Jahren waren alte Genossen ohne Kunde voneinander. Nun tönen plötzlich frohe Rufe des Erkennens auf...

Der Smolny ist ein einziges großes Forum, dröhnend gleich einer riesenhaften Schmiedewerkstatt, in der Redner zu den Waffen rufen, Zuhörer pfeifen und trampeln, der Hammer des Vorsitzenden ruheheischend niederschlägt, die Schildwachen klappernde Gewehre zu Fuß stellen, Maschinengewehre schwer über den Zementboden rasseln, schallende Chöre revolutionäre Lieder singen...

Alles ist auf höchste Geschwindigkeit eingestellt, alles gespannt, und die Spannung wächst mit jeder Minute. Die Führer sind wahre Dynamos von Energie, schlaflose, unermüdliche, nervenlose Menschenwunder, die den gewichtigen Fragen der Revolution gegenüberstehen.

Um sieben Uhr vierzig wird in dieser Nacht des 7. Novembers die historische Versammlung eröffnet, die für die Zukunft Rußlands und der ganzen Welt von so ungeheurer Bedeutung ist. Dan, der antibolschewistische Vorsitzende, steht auf der Tribüne, verlangt durch ein Glockenzeichen Ruhe und erklärt: „Die erste Sitzung des Zweiten Rätekongresses ist eröffnet.“

Zuerst erfolgt die Wahl des Kongreßpräsidiums. Die Bolschewiki sind mit vierzehn Mitgliedern

vertreten, die anderen Parteien mit elf. Das alte Präsidium verläßt die Tribüne, und die Bolschewikiführer, unlängst noch ausgestoßen und vogelfrei, nehmen dessen Platz ein. Die rechten Parteien fechten sofort die Tagesordnung und die Gültigkeit der Wahl an. Sie verstehen sich vorzüglich auf die Diskussion, lieben theoretische Feinheiten, erörtern haarspalterische Prinzipien und Verhaltungsfragen.

Da donnert jählings aus der Nacht ein dumpfes Dröhnen auf, die Delegierten schnellen von ihren Sitzen, staunen. Es war ein Kanonenschuß, den der Kreuzer „Aurora“ über den Winterpalast feuerte. Dumpf und heiser tönt das Schießen aus der Ferne, in regelmäßigen Rhythmen, ein Requiem, das die Totenglocke der alten Ordnung läutet, die neue begrüßt. Es ist die Stimme der Massen, die den Delegierten zuruft: „Alle Macht den Räten!“ Derart wird an den Kongreß die Frage gerichtet: „Seid ihr bereit, die Sowjets als Regierung anzuerkennen und der neuen Autorität eine gesetzliche Basis zu geben?“

Und nun kommt eines der verblüffenden Paradoxe der Weltgeschichte, eine ihrer ungeheuren Tragödien – das Versagen der Intelligenz. Unter den Delegierten befinden sich zahlreiche bürgerliche Intellektuelle.

Sie hatten aus dem „dunklen Volk“ den Gegenstand ihrer Liebe gemacht, „ins Volk gehen“ hatte

für sie eine Religion bedeutet. Um des Volkes willen hatten sie Armut, Kerker und Verbannung erlitten. Sie hatten der Masse revolutionäre Ideen eingeflößt, hatten sie zur Revolte aufgehetzt, kurzum, die Intelligenz hatte aus dem Volk einen Gott gemacht. Jetzt erhob sich das Volk mit dem Zorn und dem Donner eines Gottes, herrisch und eigenmächtig, handelte gleich einem Gott.

Allein die Intelligenz verwirft einen Gott, der ihr nicht lauschen will und den sie nicht mehr zu kontrollieren vermag. Im Nu wurden die Intellektuellen zu Atheisten. Sie schworen dem Glauben an ihren einstigen Gott: das Volk, ab. Sie leugneten dessen Recht auf Revolution.

Sie zittern vor dem Ungeheuer, das sie selbst geschaffen haben, beben vor Angst, vor Wut. Dieses Geschöpf ist ein Bastard, ein furchtbares Unheil, ein Teufel, der Rußland ins Chaos stürzt, „eine verbrecherische Rebellion gegen die Autorität“. Sie stürzen sich wider dieses Wesen, fluchend, flehend, tobend. Als Delegierte weigern sie sich, diese Revolution anzuerkennen, wollen dem Kongreß nicht gestatten, die Räte als Rußlands Regierung zu erklären.

Sinnloses, ohnmächtiges Bestreben! Ebenso gut könnten sie sich weigern, eine Sturzflut, einen Vulkan anzuerkennen, wie diese Revolution. Diese Revolution ist elementar, unerbittlich; sie ist allgegenwärtig, ist in den Kasernen, den Schützengräben, den Betrieben, den Straßen. Ist hier im Kongreß, offiziell von Hunderten von Arbeiter-, Soldaten- und Bauerndelegierten vertreten. Unoffiziell vertreten von den Massen, die jede Spanne leeren Raumes einnehmen, auf Säulen und Fenstersimse klettern, den Saal mit dem weißen Nebel erfüllen, der ihren dampfenden, von der Heftigkeit der Gefühle elektrisierten Körpern entströmt.

Das Volk ist hier, um darauf zu achten, daß sein revolutionärer Wille geschehe, daß der Kongreß die Räte als Regierung Rußlands erkläre. Was diesen Punkt anbelangt, ist es unerschütterlich. Jeder Versuch, diesen Beschluß zu verdunkeln, jeder Versuch, seinen Willen zu lähmen oder ihm auszuweichen, ruft zornige Proteststürme hervor.

Die Parteien der Rechten bringen lange Resolutionen vor. Die Menge wird ungeduldig. „Keine Resolutionen mehr! Keine Worte mehr! Wir wollen Taten! Wir wollen die Sowjets!“

Die Intelligenz ist, wie gewöhnlich, bestrebt, durch eine Koalition aller Parteien ein Kompromiß zu erzielen. „Es gibt bloß eine einzige mögliche Koalition“, lautet die Antwort, „die Koalition der Arbeiter, Soldaten und Bauern.“

Der Offizier Kutschin versucht die Massen einzuschüchtern, indem er behauptet, die Sowjets seien isoliert, hätten die ganze Armee gegen sich. „Lügner!“, brüllen die Soldaten. „Sie reden für den Generalstab – nicht für die Männer in den Schützengräben. Wir Soldaten verlangen: alle Macht den Räten!“

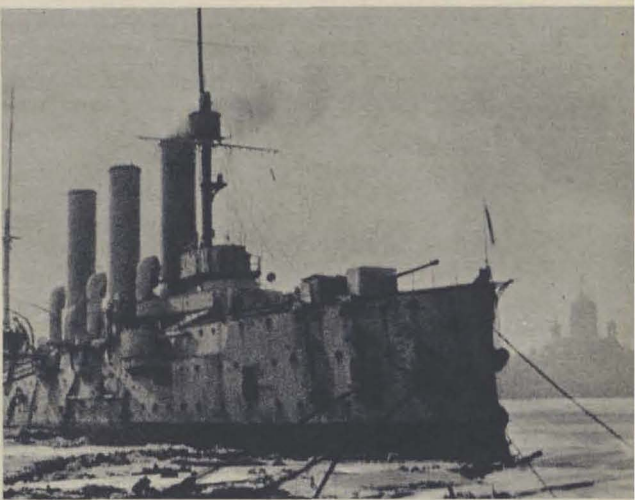
Der Wille dieser Menschen ist stählern. Weder Bit-

ten noch Drohungen vermögen ihn zu biegen oder zu brechen.

Zur Wut getrieben, ruft Abramovitsch schließlich aus: „Wir fordern alle Delegierten auf, den Kongreß zu verlassen.“ Mit theatralischer Gebärde steigt er von der Tribüne nieder, schreitet der Tür zu. Etwa achtzig Delegierte erheben sich von ihren Sitzen und drängen ihm nach.

In einem Sturm des Hohnes, der Zurufe „Renegaten! Verräter!“ verläßt die Intelligenz den Saal und die Revolution. Eine tiefgreifende Tragödie! Verläßt die Massen in der Krise des Kampfes. Und auch die höchste Torheit. Sie isoliert dadurch nicht die Sowjets, sondern sich selbst.

Die Räte werden zur Regierung ernannt.



Kreuzer Aurora

Jeder Augenblick bringt die Kunde von einer neuen Eroberung der Revolution – die Verhaftung der Minister, die Besetzung der Staatsbank, der Telefonstation, des Generalstabsquartiers. Ein Zentrum der Macht nach dem anderen geht in die Hände des Volkes über. Die gespenstische Autorität der alten Regierung zerbröckelt unter den Hammerschlägen der Aufständischen.

Ein Kommissar springt auf die Tribüne, atemlos, kotbespritzt vom eiligen Ritt, und verkündet: „Die Garnison von Zarskoje Selo hat sich für die Sowjets erklärt. Sie steht Wache an den Toren von Petrograd. Ein anderer berichtet: „Das Radfahrbataillon ist für die Sowjets. Kein einziger Mann ist bereit, das Blut seiner Brüder zu vergießen.“

Da diese wilde Nacht zu Ende geht, wird aus dem Streit der Zungen, dem Aufeinanderprallen der Willen folgende einfache Resolution geformt: „Die Provisorische Regierung ist abgesetzt. Auf dem Willen der großen Majorität der Arbeiter, Soldaten und Bauern fußend, übernimmt der Rätekongreß die Macht. Die Sowjetmacht wird sogleich allen Völkern den Abschluß eines sofortigen de-

mokratischen Friedens vorschlagen, den sofortigen Waffenstillstand an allen Fronten. Sie wird die freie Übernahme von Grund und Boden sichern etc.“

Diese historische Sitzung endet um sechs Uhr morgens. Die Delegierten taumeln vor Müdigkeit, sind hohläugig vor Schlaflosigkeit, doch wanken sie triumphierend die Steintreppe hinunter und durch die Tore des Smolny. Draußen ist es dunkel und kalt, im Osten jedoch durchbricht rote Morgenröte die Nacht.

★

Als herrschende Klasse befanden sich die Arbeiter jetzt in einer Lage, die ihnen ermöglichte, an ihren früheren Ausbeutern und Henkern Rache zu nehmen. Als ich sah, wie sie sich erhoben, die Regierung in die Hände nahmen und zur gleichen Zeit jene ergriffen, die sie eingekerkert und verurteilt hatten, fürchtete ich einen Ausbruch wilder Rache.

Ich wußte, daß Tausende der Arbeiter, die nun hohe Stellungen innehatten, mit klirrenden Ketten über die Schneefelder Sibiriens getrieben worden waren. Ich hatte sie gesehen, blaß, schwankend, nach langen in den Särgen der Lebendigen, den Steinsärgen der Schlüsselburg, verbrachten Jahren. Ich hatte die tiefen Narben gesehen, die auf ihren Rücken die Nagaika der Kosaken gerissen, und ich gedachte der Worte Lincolns: „Wenn für jeden Tropfen Blut, den die Peitsche vergoß, ein Blutstropfen durch das Schwert vergossen sein wird, dann erst sind die Gerichte des Herrn rein und gerecht.“

Doch wurde kein schauerliches Blutbad angerichtet. Im Gegenteil, die Idee der Repressalien schien nicht in den Geist der Proletarier einzudringen. Am dreißigsten November erließ der Sowjet das Gesetz, das die Abschaffung der Todesstrafe aussprach. Und dies war nicht nur eine menschenfreundliche Geste. Die Arbeiter wandten sich ihren Feinden zu, nicht nur, um ihnen ihr Leben zu sichern, sondern auch, um ihnen in vielen Fällen die Freiheit zu schenken.

Mit Verrat zahlten Tausende von Weißen den Bolschewiki ihre Großmut heim. General Krasnow versprach mit eigenhändiger Unterschrift, nie mehr die Hand wider die Bolschewiki zu erheben und wurde freigelassen. Kurze Zeit darauf tauchte er im Ural an der Spitze eines Kosakenheeres auf, das die dortigen Sowjets vernichtete. Burtsew wurde auf Befehl der Bolschewiki aus der Peter-Pauls-Festung entlassen. Sofort schloß er sich in Paris den Konterrevolutionären an und wurde der Redakteur einer gemeinen antibolschewistischen Zeitung. Tausende, die durch die Gnade der Bolschewiki die Freiheit wiedererlangt hatten, kehrten später mit den Invasionsarmeen zu-

rück, um ihre Befreier ohne Gnade und Erbarmen zu töten.

Aber die Weltgeschichte wird erkennen, daß die russische Revolution – eine um vieles fundamentalere Umwälzung, als es die große Bewegung in Frankreich im Jahre 1789 gewesen ist – keine Saturnalien der Rache feierte. Man könnte fast sagen, daß sie eine „unblutige Revolution“ war.

Wenn wir die übertriebensten Berichte über die Schießereien in Petrograd, den dreitägigen Kampf in Moskau, die Straßenkämpfe in Kiew und Irkutsk und den Aufstand der Bauern in den Provinzen als wahr gelten lassen, die Toten zusammenzählen und diese Zahl mit der ganzen Bevölkerung Rußlands vergleichen, wenn wir bedenken, daß es sich hier nicht um das 3-Millionen-Volk handelt, das an der amerikanischen Revolution teilgenommen hat, noch um die 23 Millionen der französischen Revolution, sondern um die 160 Millionen der russischen Revolution, so werden die Zahlen beweisen, daß im Verlauf der vier Monate, während der die Sowjetregierung ihre Macht befestigte und vom Atlantischen Ozean bis zum Stillen Ozean, von dem Weißen Meer des Nordens bis zum Schwarzen Meer des Südens ausdehnte, – daß in diesen vier Monaten weniger als 3000 Russen getötet wurden.

„Aber der rote Terror!“ wird vielleicht jemand einwerfen. Der kam erst später, kam erst, als die Heere der Alliierten Rußland bedrohten, als unter ihrem Schutz die Zaristen und das Schwarze Hundert auf die Bauern und Arbeiter losgelassen wurden, als der weiße Terror der Konterrevolution wütete – eine schauerliche Orgie der Metzelen und der Mordlust, durch die hilflose Frauen und Kinder zu Scharen hingemordet wurden.

Dann erst sahen sich die zur Verzweiflung getriebenen Arbeiter gezwungen, den Schlag durch den roten Terror der Revolution zu erwidern. Die Todesstrafe mußte von neuem eingeführt werden, die weißen Verschwörer lernten die rasche, strafende Hand der Revolution kennen.

Gegen den weißen und roten Terror werden wütende Anklagen geschleudert, und es werden für sie ebenso heftige Verteidigungen vorgebracht. Aus dieser Kontroverse müssen vier Tatsachen hervorgehoben und im Gedächtnis behalten werden:

Der rote Terror war eine spätere Phase der Revolution. War eine Verteidigungsmaßnahme, die Antwort auf den weißen Terror der Konterrevolution. Sowohl an Zahl als auch an Brutalität verblissen die Handlungen der Roten vor den von den Weißen begangenen Greuelthaten. Hätten sich nicht die Alliierten in die russischen Angelegenheiten gemischt und zum Bürgerkrieg wider die Sowjets gehetzt, so würde es höchstwahrscheinlich niemals einen roten Terror gegeben haben, und die Revolution wäre durchgeführt worden, wie sie begonnen worden war – als „unblutige Revolution“.

(gekürzt)

OBERFELDWEBEL HANS RECK hat mehrere Leidenschaften: Er ist mit Leib und Seele Soldat, hebt, reißt und drückt recht erfolgreich Gewichte und — geht gern spazieren. Zwar kommt letzteres nicht mehr allzuoft vor, doch seine Genossen vom ASK Vorwärts Leipzig schwören, daß es für Hans und seine Frau Helga keinen unbekannten Winkel in der Messestadt gibt.

Doch sprechen wir lieber von des Oberfeldwebels Leidenschaft fürs Gewichtheben. Hans Reck sollte eigentlich nicht nur den aktiven „Hantelmännern“ ein Begriff sein, denn schon zweimal gelang ihm der Griff nach dem Meistertitel im Bantamgewicht. Außerdem wurden fünf Deutsche Rekorde unter seinen Händen geboren, er gehörte zum Weltmeisterschaftsaufgebot für Budapest, stand in etlichen Länderkämpfen seinen Mann und eroberte sich bei den Olympischen Spielen in Rom den siebenten Platz. Inzwischen schraubte der nur 1,58 m große Leipziger seine Bestleistung im Dreikampf auf 297,5 kg.

Einst war Hans Schweizer in der LPG „Rotes Banner“ in Melaune. Zwar war er schon damals stolz auf seine Muskeln und zeigte seinen Kollegen nur allzugern, wie man mit Zwei-Zentner-Säcken Kniebeugen macht — doch an die Hantel dachte er nicht.

So wurde das Talent Hans Recks erst in einer Einheit der Nationalen Volksarmee entdeckt. In Torgau trat er zum ersten Mal auf die Heberbühne und damit auf die Bretter, die fortan für ihn die Welt bedeuten sollten. Ohne Konkurrenz gewann er mit 172,5 kg seinen ersten Lorbeerkrantz. Kaum hatte er ihn in Empfang genommen, da trat auch schon ein Trainer des Armeesportklubs auf ihn zu, um mit ihm und seinen Vorgesetzten über eine Delegation in das Leistungssportzentrum zu beraten.

Das Ende dieser Geschichte wurde zum Anfang einer großen sportlichen Entwicklung, die jedoch für Hans Reck noch längst nicht abgeschlossen ist



Dürfen wir vorstellen...



OFFIZIERSSCHÜLER SIEGFRIED PRAGER kennt den Deutschen Meister Hans Reck nicht nur aus den Schlagzeilen der Sportpresse. Bei einem Treffpunkt Olympia hatte er die Möglichkeit, den erfolgreichen Gewichtheber persönlich kennenzulernen. Klar, daß er die Gunst der Stunde nutzte.

Ich weiß es noch, als wäre es heute: Kaum war der kleine Oberfeldwebel mit seinem Trainer aus der IL-14 geklettert, da stürzte sich Siegfried schon mit einem großen Blumenstrauß auf ihn. Und ehe sich alle zum wohlverdienten Mittagessen niedergelassen hatten, war schon eine Fachsimpelei im Gange, in der die Termini der Schwerathletik nur so hagelten. Das Endergebnis des Erfahrungsaustausches konnte nicht besser sein: Der 23jährige Übungsleiter der ASG Garz erreichte auf Anhieb drei persönliche Bestleistungen!

Als Siegfried zur Offiziersschule kam, gab es dort noch keine Hantel. Doch aus den Mitteln der ASG-Kasse war schnell eine beschafft. Drei Genossen mit den gleichen Interessen halfen ihm, die Werbetrommel fürs Gewichtheben zu rühren. Ein Wettbewerb um den stärksten Mann der ASG wurde ausgeschrieben — und siehe da, bald war der Grundstein für eine neue Sektion gelegt. Bei den Kreismeisterschaften 1962 erkämpfte sie sich fünf erste Plätze, bei den Bezirksmeisterschaften fünf Vize-Meistertitel. Siegfried selbst bringt in seiner Klasse, dem Leichtgewicht, 250 kg zur Hochstrecke. Und das ist für den Anfang nicht schlecht.

Übrigens ist Genosse Prager seinen Kameraden nicht nur ein sportliches Vorbild. Er ist auch einer der wenigen Soldaten, die zwei „Steuerknüppel“ bedienen können: den eines Panzers, er ist Meisterfahrer, und den eines Flugzeuges. Noch hat er zwar seine Pilotenprüfung nicht in der Tasche. Aber so sicher, wie er seine Sektion Gewichtheben buchstäblich aus dem Nichts heraus aufgebaut hat, so sicher wird er auch das vor ihm liegenden Examen meistern.

„UAS-460..

Diese Bezeichnung trägt der neue sowjetische geländegängige PKW aus dem Uljanowsker Automobilwerk. Der Wagen hat einen Viertakt-70-PS-Motor, der dem PKW eine maximale Geschwindigkeit von 90 km/h verleiht. Fünf Personen oder 500 kp Last kann der „UAS - 460“ transportieren. Mit seinen 1350 kg Eigenmasse ist das Fahrzeug für den Transport mit Hubschraubern geeignet.

Sowjetische Panzer unübertroffen

In einem TASS-Interview zum „Tag der Panzertruppen“ bemerkte der stellvertretende Chef der sowjetischen Panzertruppen, Generalleutnant Konstantinow, daß die UdSSR über neuartige Kampfpanzer verfüge, die keine imperialistische Macht aufweisen kann. „Die Streitkräfte der UdSSR verfügen jetzt über neue Panzer, die in harmonischem Zusammenwirken mit

Kern- und Raketenwaffen gewaltige Kampfkraft besitzen. Ihnen kann Strahlung, wie sie nach einem Kernschlag entsteht, nichts anhaben.“ Diese Panzer können vor allem die Ergebnisse atomarer Gegenschläge der Sowjetarmee sichern, weil sie durch jedes verseuchte Gelände kommen.

Granat-Gewehr

Die US-Armee soll in Kürze ein neues Granat-Gewehr erhalten, dessen Lauf nach vorn aufgeklappt wird. Die Lauflänge beträgt 35,5 cm, das Gewicht der Waffe 2,8 kp. Das Kaliber ist 40 mm, und eine Gewehrgranate wiegt 170 p. Die maximale Schußentfernung liegt bei 400 m. Die Granate detoniert durch einen Aufschlagzünder. Die Waffe soll gegen Ziele hinter Deckungen eingesetzt werden, die durch Handgranaten bzw. Artillerie nicht bekämpft werden können.

Besser als M-60?

Der sogenannte „Europa-Panzer“ der NATO, der ab 1964 die „umfassende Modernisierung der Grundausstattung“ der Bonner Wehrmacht einleiten soll, wurde vor kurzem in Munsterlager Militärattachés und hohen NATO-Offizieren vorgeführt. Der Panzer, eine „europäische Gemeinschaftsproduktion“, soll den amerikanischen M-60 an Beweglichkeit, Feuerkraft und Steig-



„Kugelspritzen“

Daß es schon im ersten Weltkrieg MPi gab, ist Ihnen neu? Dann lesen Sie: Der Gedanke zur Schaffung einer Maschinenpistole entstand gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in Deutschland. Sie entstand aus der Selbstladepistole von Mauser, die mit einem Karabinerschafte versehen wurde.

Trotz der Vorläufer kann von der eigentlichen Entwicklung der Maschinenpistole erst zur Zeit des ersten Weltkrieges gesprochen werden. Vorher wurde diese neue Waffe durch die Militärs überhaupt nicht beachtet, da sie die Maschinengewehre, Gewehre und Karabiner als Hauptwaffen der Infanterie ansahen.

Im Verlaufe des Krieges zeigte sich jedoch, daß weder Deutschland noch Italien über ausgesprochen leichte Maschinengewehre, wie die anderen kriegführenden Staaten, verfügten. Es war deshalb notwendig, neben den schweren Maschinengewehren eine leichte Schnellfeuerwaffe für kurze Entfernung zu schaffen.

Im Jahre 1916 wurden deshalb in der italienischen

Armee in größerem Umfange die MPi Revelli eingeführt. Es handelte sich dabei um eine zweiläufige Waffe, die zunächst als Ersatz für das schwere MG betrachtet und deshalb falsch eingesetzt wurde. Bald erkannte man jedoch die Vorteile und die Vielseitigkeit dieser Waffe. Auch in Österreich und in Deutschland ging man 1917–1918 zum Bau von Maschinenpistolen über, die „Kugelspritzen“ genannt wurden.

Vor Kriegsende gelangten in Deutschland noch etwa 10000 Maschinenpistolen zur Auslieferung. Es handelte sich dabei um die MPi 18 L von Schmeisser. Sie war für Dauerfeuer eingerichtet. Recht interessant für uns ist der Aufbau einer solchen MPi-Abteilung, die den Kompanien beigegeben werden sollte. Sie bestand aus sechs Gruppen, die sich in die einzelnen MPi-Bedienungen unterteilten.

Zu einer MPi gehörten nämlich der Schütze und der Träger, da 2384 Patronen zu jeder Waffe gehörten, mußte jeder Soldat 6 Trommelmagazine und eine große Anzahl Faltschachteln mit Patronen tragen. Dazu kamen noch die Ersatzteile und ein Trommelfüllgerät – alles in allem eine große Last.

Die neue Waffe war für den Nahkampf bestimmt. Ein größerer Einsatz wurde durch das Kriegsende verhindert.

Nach dem ersten Weltkrieg wurde die MPi durch mehrere Staaten weiterentwickelt, nachgebaut und verbreitet.

W. K.

fähigkeit klar übertreffen. Zur Zeit bauen Westdeutschland und Frankreich (!) den „Europa-Panzer“. Noch ist nicht entschieden, ob das Fahrzeug als Standardtyp aller NATO-Armeen gefahren werden soll.

Buchecke

Was uns ein Brief sagt

Lieber Werner!

Zunächst möchte ich Dir herzlich zur Schützen-schnur gratulieren. Ich habe lange überlegt, ob ich Dir von meiner Blamage berichten soll. Nun tue ich es doch. Lach ruhig, aber paß auf, daß es Dir nicht ähnlich ergeht. Wir waren neulich weit weg von unserer Dienststelle irgendwo im Gelände. Es war ein herrlicher wolkenloser Herbsttag. Mein Gruppenführer fragte mich, ob ich eine Uhr mit Minutenskala bei mir hätte. Als ich bejahte, drückte er mir einen großen Bogen kariertes Papier, einen Bleistift und eine Marschtabelle mit Marschzahlen, Entfernungen und Orientierungspunkten in die Hand und sagte: „An der Bachmündung fertigen Sie eine OP-Skizze für den Beobachtungssektor Mz 40 bis Mz 55 an und bestimmen die genaue Flußbreite. Ihre Gesamtmarschstrecke beträgt 5 Kilometer. Es ist jetzt 10.02 Uhr. Bis 12.00 Uhr müssen Sie am Ziel sein. Haben Sie noch Fragen?“

Ich könnte mich noch heute für das Nein ohrfeigen, das mir so vorschnell herausrutschte. Da stand ich nun mit meinen Marschzahlen ohne Kompaß, und mir war ganz jämmerlich zumute. Dann bin ich einfach drauflosgelaufen, mindestens 15 Kilometer, sage ich Dir. Nach knapp vier Stunden war ich heilfroh, daß ich überhaupt wieder zu meinem Ausgangspunkt zurückgefunden hatte. Einen Fluß oder gar eine Bachmündung hatte ich nicht entdecken können.

Und dann mußte ich mir von meinem Unteroffizier vor der ganzen Gruppe sagen lassen: „Genosse Hanke, ich weiß, Sie sind der beste Langstreckenläufer unserer Division. Schnell genug laufen können Sie also. Aber das genügt nicht. Als Soldat müssen Sie auch wissen wohin. Oder beanspruchen Sie etwa einen Fremdenführer? Passen Sie in Zukunft in der Topographieausbildung besser auf. Und holen Sie das Versäumte nach. Hier borge ich Ihnen eine Gedächtnisstütze.“

Mit diesen Worten gab er mir ein kleines graues Büchlein. „Karten- und Geländekunde. Grundwissen für den Soldaten“ lautet der Titel. 110 Seiten mit 65 Bildern und den wichtigsten Kartenzeichen. Als ich mir gleich am nächsten Tag in unserer Buchverkaufsstelle für 2,20 DM ein Exemplar kaufte, erfuhr ich, daß dieses Büchlein des Deutschen Militärverlages schon fast ein halbes Jahr erhältlich sei. Ein nützliches Büchlein ist das. Knapper Text, leicht verständlich, übersichtlich, anschaulich, strapazierfähiger abwaschbarer Einband, Taschenformat – genau das richtige für den Soldaten. Wenn Du das Büchlein noch nicht besitzt, besorge es Dir unbedingt, damit Du Dich nicht eines Tages bei einer ähnlich leichten Aufgabe genauso blamierst wie ich.

Dein Freund Peter

„Kamow“ mit Luft-Boden-Raketen

Zur Bekämpfung von gepanzerten Bodenzielen wie Panzern, SFL und anderen Panzerfahrzeugen wurden sowjetische Hubschrauber der „Kamow“-Reihe mit Luft-Boden-Raketen ausgerüstet. Auch gegen Bunker und Feuernester können diese Raketen eingesetzt werden. Auf See dienen sie der Bekämpfung kleinerer Schiffseinheiten und U-Booten.

Sturmbrücke Gillouis

Die ungarische Armeezeitschrift „Néphadsereg“ veröffentlichte vor kurzem erstmals die wichtigsten taktisch-technischen Daten der in Frankreich entwickelten und von der westdeutschen Firma „Eisenwerke Kaiserslautern“ gebauten Sturmbrücke Typ Gillouis.

Nach diesen Angaben handelt es sich um ein pontonförmiges Räderfahrzeug mit einer ausfahrbaren Brückenschere, die Hindernisse bis zu 25 m Breite überbrücken kann. Hier die Daten: Länge – 11,65 m; Breite – 3,95 m; Höhe – 3,90 m; Gewicht – 30 Mp; Geschwindigkeit auf Straßen – 60 km/h; Tragfähigkeit – 25 Mp; Kraftstoffverbrauch – 75 l/100 km; Besatzung – 4 Mann.

Kochen und boxen



Preisfrage: Welcher Unterschied besteht zwischen einem Smutje und einem Boxer?

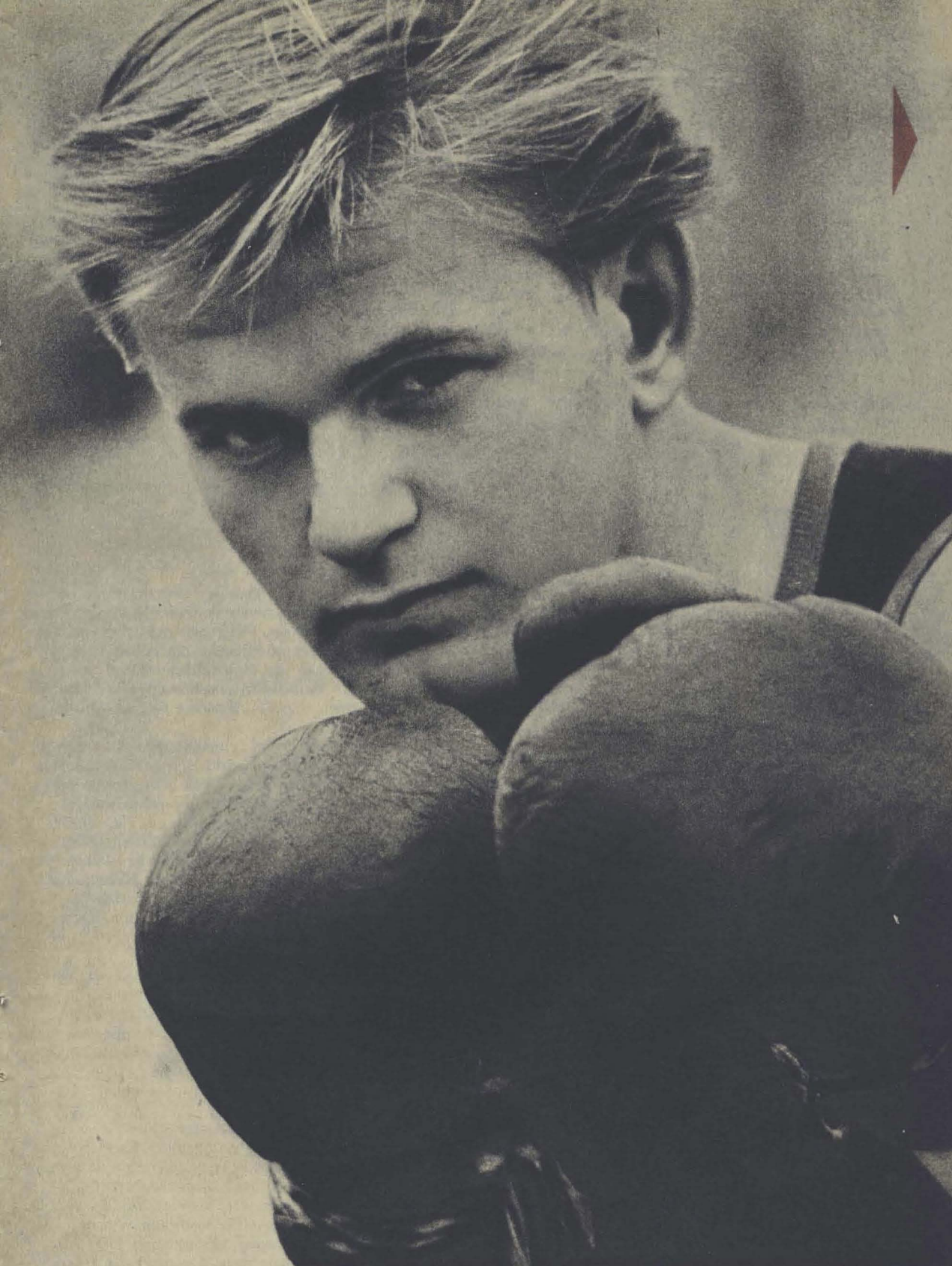
Antwort: Keiner!

Beweis: Smutjes wie Boxer müssen schlagkräftig sein – um die Koteletts weich klopfen zu können bzw. den Gegner; Smutjes wie Boxer müssen gute Beinarbeit leisten – um bei schwerem Seegang bestehen zu können bzw. im Ring; Smutjes wie Boxer müssen hart im Nehmen sein – um die überschwappende heiße Suppe ertragen zu können bzw. die Schläge des Gegners; Smutjes wie Boxer müssen zahlreiche Rezepte kennen – um den Matrosen ein schmackhaftes Essen

▲
Nur wer völlig gesund ist, darf in den Boxring steigen. Vor dem Kampf nimmt der Arzt, hier ist es Oberleutnant Seeger, noch eine letzte Untersuchung vor.



Manfred Kirsch contra Martin Masloff. Beide kennen sich aus Berlin, wo sie schon manches Sparring zusammen ausgetragen haben. Hier jedoch, im Halbfinale der Woche des Sports der Volksmarine 1962, stehen sie sich zum ersten Mal in einem Meisterschaftskampf gegenüber – konzentriert, energiegeladen, fair kämpfend.



Obermatrose Martin Masloff, 20 Jahre alt, Smutje und Box-Übungsleiter auf dem Schiff „Dresden“, erkämpfte sich bei der diesjährigen Woche des Sports der Volksmarine einen vierten Platz im Halbmittelgewicht.

bereiten zu können bzw. dem Gegner eine Niederlage.

Um es vorweg zu nehmen und auf den Kern dieser Reportage zu kommen: Obermatrose Martin Masloff, 20 Jahre alt und Smutje auf dem Schiff „Dresden“, ist sowohl in dem einen als auch in dem anderen Metier „dicke da“, wie man in Berlin, woher er stammt, sagt. Die Boxhandschuhe zog er zum ersten Mal 1955 an, bei der BSG Lokomotive Berlin-Mitte. Zwar hatte er nichts mit der Reichsbahn zu tun, dafür aber um so mehr mit dem VEB Berliner Schlachthof, wo er als Fleischer tätig war und manchem Rindvieh den entscheidenden Schlag versetzte.

Apropos Schläge: Wenn er von seinem Vater auch keine bekam, so lernte er auf jeden Fall etliche

„Ja, Aufwärtshaken...“



„Immer 'ran, Martin!“

von ihm. Kein Wunder übrigens, war doch Leo Masloff in jungen Jahren oftmaliger Sparringspartner Max Schmelings gewesen...

Masloff jr. hat also im Boxen eine Familientradition zu verteidigen. Jedoch Ehre wem Ehre gebührt: Er tut's vorbildlich! Eigentlich nicht so sehr, indem er nach Höchstleistungen strebt, sondern mehr auf dem Gebiet des Massensports. Als er im Herbst 1960 auf die „Dresden“ kam, zögerte er nicht lange und begann sofort, eine Interessengemeinschaft Boxen ins Leben zu rufen. Erst waren es vier Genossen, dann sechs, acht, zehn, zum Schluß zwölf, die er um sich geschart hatte. Als Boxring mußte das Achterdeck herhalten. Hier wurde trainiert und gekämpft, beileibe nicht nur im internen Kreis, oft auch mit anderen Genossen der Besatzung, die gerade wachfrei und Lust hatten, sich untereinander einen auszustoßen. Es war eine schöne Zeit, abwechslungsreich und lehrreich für alle.

Doch dann kam der Tag, da aus dem Kampf- ein

„Gut gemacht, Smut!“



„... und noch einmal!“

Schulschiff wurde. Die „Truppe“ ging auseinander. Übrig blieben: Stabsmatrose Vonend, Obermatrose Hübner, Stabsmatrose Fliegner und schließlich Martin Masloff, der zu diesem Zeitpunkt bereits eine Goldmedaille im Halbmittelgewicht sowie den Pokal für den technisch besten Boxer der Woche des Sports der Volksmarine 1961 gewonnen hatte.

Wer jedoch meint, das vierblättrige Kleeblatt hätte danach viere gerade und Boxen Boxen sein lassen, irrt. Gewaltig sogar. Das Achterdeck der „Dresden“ ist weiterhin Schauplatz manches Boxkampfes — nur mit dem einen Unterschied, daß es jetzt vorwiegend Offiziers- bzw. Maatenschüler sind, denen der braungebrannte Smutje während ihres Bordpraktikums die ersten Stöße, Haken und Paraden mit den Acht-Unzen-Handschuhen beibringt; eine Aufgabe übrigens, zu der ihn keiner gedrängt, sondern die er sich aus Liebe zum Boxsport selbst gestellt hat.

Dennoch stimmt ihn und uns eines dabei recht bedenklich: Die Tatsache nämlich, daß der Kampfsport Boxen ausgerechnet an der Seeoffiziersschule kaum eine Rolle zu spielen scheint, schließen doch die meisten Offiziersschüler, sofern sie auf die „Dresden“ kommen, erst hier mit den Grundelementen des modernen Faustkampfes engere Bekanntschaft.

Ein pflffiger Kopf könnte an dieser Stelle vielleicht auf die in der Einleitung gezogenen „Parallelen“ zwischen Smutje und Boxer verweisen, um darauf zu bemerken, daß der Marineoffizier wohl kaum jemals den Smutje spielen wird. Einverstanden. Was jedoch das Boxen anbetrifft, kommen wir damit zugleich zu dem einzigen Unterschied zwischen beiden: darf der Smutje es nie, so muß der Boxer dagegen immer versuchen, seinem Gegner die Suppe möglichst kräftig zu versalzen... FREG

„Помогите мне, пожалуйста!“
Bitte helfen Sie mir! („pa-
magitja mnja, pashallista!“).
So sagt man, wenn's mal nicht
mehr weitergeht. Und bei
Kraftfahrern ist das dann mei-
stens wörtlich zu nehmen. Wie
aber fragt man dann weiter?
Das erfahren wir heute:



1. Где можно заправить машину?
2. Можете ли вы отбуксировать меня?
3. У меня авария:
4. - повреждение мотора
5. - перелом передней оси
6. - перелом задней оси
7. - перелом колена оси
8. - Где ближайшая мастерская?
9. Я потерял направление (сбил с пути)
10. Спасибо за помощь!

gdja mo'shna sapra'wit
maschi'nu?
mo'shetja li wu adbuk-
si'rawat minja?
u minja' awa'rija:
- pawreshde'nija mato'ra
- perelo'm pere'dnej o'ssi
- perelo'm sa'dnej o'ssi
- perelo'm kalja'na o'ssi
gdja blishaj'schaja
masterska'ja?
ja patirja'l
naprawle'nija;
(sbi'l'sja sputi')
spassi'ba sa
po'moschtsch!

Wo kann ich tanken?

Können Sie mich ab-
schleppen?

Ich habe eine Panne:

- Motorschaden
- Bruch der Vorderachse
- Bruch der Hinterachse
- Achsschenkelbruch

Wo ist die nächste Werk-
statt?

Ich habe mich verfahren;
(bin vom Wege abgekom-
men)

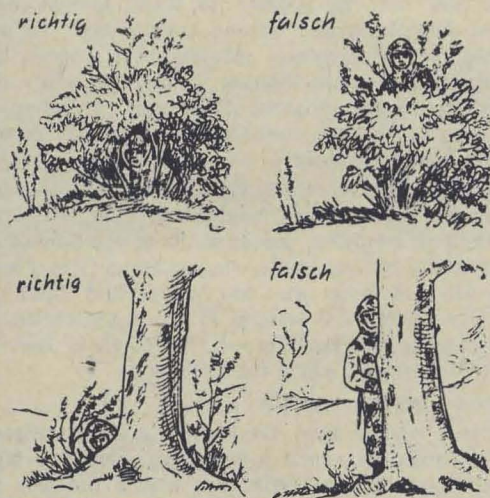
Besten Dank für Ihre
Hilfe!

Wenn man's kann, ist's nicht schwer

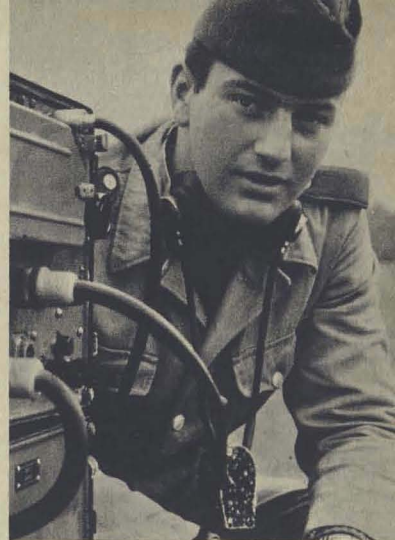
Oberster Grundsatz der Tarnung ist: Viel sehen und nicht gesehen werden! Danach sollst du stets handeln. Nutze die natürlichen und künstlichen Hindernisse so aus, daß sie dir in jedem Falle Schutz gewähren; passe dich dem Gelände geschickt an; meide helle, kahle Stellen; suche den Schatten.

Stein, Baum und Strauch sind deine Verbündeten, wenn du dich immer richtig verhältst.

Versäume nicht, den Artikel „Gut getarnt ist halb gewonnen“ auf Seite 76 zu lesen.



Kennen Sie Ihre Garnisonstadt?



Funker Rolf Lange

„Na, das will ich meinen – vor allem die Lokaltäten!“, antwortet *Gefreiter Günter Werzhoff (21)*, wobei er sich triumphierend, als hätte er soeben einen vernichtenden K.o.-Schlag ausgeteilt, in der Runde umschaut. Einige Soldaten quittieren seine Worte mit beifälligem Nicken und verschämtem Grien.

„Auf jeden Fall wissen wir, wo's das beste Bier gibt, tiefgekühlt, und wo was los ist, mit Frauen und so“, ergänzt recht unverfroren *Soldat Erwin Ellinger (19)*.

„Und weiter, bitte?“

„Was heißt hier: weiter? – Uns reicht's, denn darüber muß der Soldat schließlich zuerst Bescheid wissen!“

„Moment mal!“, unterbricht *Soldat Wolfgang Badenski (20)*. „Ich höre immer: Uns! Ganz so ist das ja nun nicht, mein lieber Freund und Kupferstecher. Das sagst du – ich nicht! Aber von dir kann man ja nicht mehr verlangen, du hast doch nur Bier und die Weiber im Kopf; kennst noch nicht mal Sanssouci, Schloß Cäcilienhof, wo das Potsdamer Abkommen unterzeichnet worden ist, oder das Hans-Otto-Theater. Und wären wir nicht durch eine gemeinsame Exkursion im Armee-Museum gewesen, dann hättest du auch davon keine blasse Ahnung!“

Spricht's, schubst seinen verdutzt dreinblickenden Genossen beiseite und beginnt in aller Ausführlichkeit zu erzählen, was es im Park von Sanssouci zu sehen gibt, welche Stücke das Hans-Otto-Theater auf dem Programm hat, wie Schloß Cäcilienhof beschaffen ist, welche Filme gegenwärtig in Babelsberg gedreht werden, wo Christel Bodenstein wohnt und Karla Runkehl und ...

Danke – danke – danke!

Ich will ja hier nicht das Porträt einer Garnisonstadt schreiben, sondern vielmehr einen Streifzug durch verschiedene Orte und Städte machen, in denen Angehörige der Nationalen Volksarmee dienen. Und deshalb sei es mir jetzt gestattet, Potsdam zu verlassen.

Gen Norden geht die Reise.

„Was soll's denn zum Beispiel über solch ein Kaff wie Eggesin schon zu berichten geben?“, fragt leise zweifelnd *Unteroffizier Gerd Schulze (20)*, assistiert von *Kanonier Peter Freigang (18)* und *Unterleutnant Rolf Thorith (25)*.

Zumindest sollte man wissen, daß die Gemeinde eine slawische Gründung ist und ursprünglich Gizyn hieß, was soviel wie Erdhütte bedeutet. Aus dem Jahre 1618 ist die Schreibweise Ecsin belegt. Im Dreißigjährigen Krieg wurde neben Ücker-münde, wo von 1600 Bewohnern gerade fünfzehn am Leben geblieben waren, auch Eggesin fast völlig zerstört. Dennoch erstand der Ort im Laufe der Jahrhunderte wieder und gewann vor allem durch seine Ziegeleien, die Gießerei und die Holzindustrie an Bedeutung.

Über das nahegelegene Torgelow, einst Sitz eines Rittergeschlechts, weiß *Unteroffiziersschüler Erhard Lorenz (20)* zu berichten, daß hier gegen Ende des vorigen Jahrhunderts mit dem Ausstand der Gießereiarbeiter die erste geschlossene und zudem erfolgreiche Kampfkaktion der Arbeiterklasse des Kreisgebietes stattfand.

„In den Eisengießereien“, erklärt er, „sammelten sich viele revolutionäre Arbeiter. 1919 gründeten sie die erste Ortsgruppe der KPD. 1920 gab es einen weiteren großen Streik. Die Unternehmer holten daraufhin ein ganzes Bataillon Reichswehr in die Stadt. Doch die Arbeiter ließen sich nicht unterkriegen. So mußten die Reichswehrmänner schließlich wieder abziehen. Beim Kapp-Putsch kam es dann zu direkten militärischen Kämpfen mit der Reichswehr, die den Putsch unterstützte. Daran erinnert heute noch ein Gedenkstein in der Nähe des Bahnhofes Jatznick. Als Kapp und Lüttwitz davongejagt und der Putsch niedergeschlagen war, marschierten zweitausend bewaffnete Arbeiter singend durch Torgelow ...“

Eggesin, Torgelow – Orte, über die es nichts zu berichten gibt?

Ein kleiner Blick in die Geschichte beweist, daß



Unterleutnant Gerhard Köhler



Gefreiter Rolf Deutrich



Unteroffizier Peter Kölke

es recht viel und sehr Interessantes zu berichten gibt, daß auch kleine mecklenburgische Dörfer und Städte revolutionäre Traditionen haben, die unseren dort dienenden Soldaten Ansporn und Verpflichtung sein sollten, sie durch hohe Leistungen in der Gefechtsausbildung zu bewahren und fortzusetzen.

Doch leider wissen einige Genossen noch immer allzu wenig über Vergangenheit und Gegenwart ihrer Garnisonstädte. Zu diesem Schluß muß ich jedenfalls kommen, wenn ich bei *Kanonier Fritz Löffler (18)*, *Feldwebel Lutz Nowak (23)*, *Obermatrose Hans Wagner (20)* und *Flieger Ullrich Philipp (19)* lediglich auf betretenes Schweigen stoße. Andere Genossen wiederum sagen zwar etwas, jedoch hat zum Beispiel die Feststellung von *Unterleutnant Gerhard Köhler (20)*, daß Strausberg schön gelegen sei, aber außer einem Tanzlokal, einem Kino und einer Nachtbar kaum etwas zu bieten habe, nur wenig Gehalt.

Im Gegensatz dazu hat sich *Gefreiter Rolf Deutrich (19)* über dasselbe Städtchen und seine nähere Umgebung schon besser informiert. Weiß er doch, daß sich am östlichen Stadtrand Berlins mit etlichen Ziegeleien sowie dem Kalk- und Zementwerk Rüdersdorf ein wesentlicher Teil unserer Baustoffindustrie konzentriert, von der *Stabsfeldwebel Max Rettig (41)* sogar die Perspektiven im Siebenjahrplan zu nennen vermag. *Major Eberhard Kohl (36)* verweist ferner darauf, daß es in Strausberg ein lehrreiches Heimatmuseum gibt. „Leider sieht man aber dort nur selten einen Armeangehörigen“, fügt er bedauernd hinzu.

Eine ehrlich gemeinte Selbstkritik übt in diesem Zusammenhang *Obermatrose Günter Leischner (19)*, wenn er sagt: „Bisher habe ich mich noch nicht mit der Geschichte meiner Garnisonstadt beschäftigt, obwohl mich diese Dinge interessieren. Ich kenne zwar viele Straßen, Plätze und auch alte Bauwerke Stralsunds, bin aber wiederum noch nicht ein einziges Mal in unser Museum gekommen. Nachdem ich nun jedoch mit der Nase darauf gestoßen worden bin, werde ich es mir bald an-

sehen. Außerdem will ich in der Bibliothek nach Literatur über die Geschichte Stralsunds fragen.“

Eine ähnliche Empfehlung sei auch nach Jena gegeben, speziell an die Adresse des *Soldaten Hansgerd Bauer (20)*. Dient er doch in einer Stadt, deren Fluidum schon Johannes R. Becher mit den Versen

*„Wie unten schwebend, aufgehängt an Hängen,
Die blühend sind, und wo es lacht und singt:
Ist diese Stadt. In ihren Straßen drängen
Die Menschen sich. Es ist kein Gehn. Es schwingt.“*

besungen hat, und von der es sich wahrlich mehr zu wissen lohnt, denn, daß man im „Paradies“ nett ausgehen kann.

Doch wir wollen weiter wandern.

Via Cottbus.

Hier treffen wir *Funker Rolf Lange (19)*: „Von allen mir bekannten Garnisonstädten gefällt mir Cottbus am besten“, gesteht er. „Das Objekt ist nicht weit von der Stadt entfernt, und es gibt viele Möglichkeiten, seinen kulturellen Interessen nachzugehen. Theater, vier Kinos, das Haus der Armee, eine Freilichtbühne und schöne Ausflugsziele, bequem mit dem Motorrad zu erreichen, bieten gute Abwechslung. Außerdem wächst Cottbus durch die starke Industrialisierung fortlaufend.“

Erheblich geringfügiger sind die Kenntnisse von *Unteroffiziersschüler Gustl Schrötenhamer (19)* über das nunmehr achthundert Jahre alte Cottbus, in dem Flieger und Pioniere am 9. November 1918 einen Soldatenrat bildeten, die reaktionären Offiziere entwaffneten, den Garnisonschef General von Kretschmar zum Rücktritt zwangen und über der „52er“ Kaserne in der heutigen Karl-Liebknecht-Straße die rote Fahne der Arbeiterklasse aufpflanzten; in der 1920 eine nur mit Karabinern und einem IMG ausgerüstete Schar mutiger Arbeiter einen von Peitz nach Cottbus beorderten Panzerzug bekämpfte; in der 1945 sowjetische Pioniere, auf Hinweis eines mutigen Cottbuser Bürgers, das zur Sprengung vorbereitete Stadttheater retteten ...

In Döbeln, durch das *Offiziersschüler Frank Müller* (22) gern streift und von dem er weiß, daß „das heutige Stadtgebiet schon etwa fünftausend Jahre vor unserer Zeitrechnung besiedelt war“, verhinderten Anfang Mai 1945 beherzte Arbeiter unter Führung des ehemaligen KPD-Stadtverordneten Karl Krötel die sinnlose Zerstörung der Stadt. Sie rissen die Panzersperren nieder, hißten überall weiße Fahnen und stellten sich auf die Oberbrücke, um den anrückenden Truppen der Sowjetarmee zu zeigen, daß die Brücke nicht zur Sprengung vorbereitet und der Weg frei war.

„Ich glaube“, erklärt *Oberstleutnant Wilfried Moorbach* (39) sinnend, „daß wir oft noch sehr wenig tun, um unsere Genossen mit der Geschichte und den revolutionären Traditionen ihrer Garnisonstadt bekanntzumachen. Allerdings kennen wir sie ja manchmal selbst nicht oder wenn, dann nur ungenügend. Ich schätze, wir haben da noch allernächst nachzuholen!“

Eben – zumal das Zentralkomitee der SED gerade jetzt zum Studium und zur Diskussion des „Grundrisses der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung“ aufgerufen hat. Und im Hinblick auf die Jugend bemerkte Genosse Walter Ulbricht, daß „die Vermittlung der großen revolutionären Traditionen der deutschen Arbeiterbewegung unentbehrlicher Bestandteil der Erziehung zum sozialistischen Bewußtsein“ ist.

Ich meine, daß es unter diesem Aspekt zur Tagesaufgabe geworden ist, unseren jungen Genossen detaillierte Kenntnisse auch über das Werden und die Geschichte, über die revolutionären Traditionen und den Kampf der Arbeiterklasse ihrer Garnisonstadt zu vermitteln. Deshalb hat *Soldat Werner Selig* durchaus recht, wenn er in einem Leserbrief an das Soldaten-Magazin, veröffentlicht im „Postsack“ des Septemberheftes, fragt: „Warum werden diese Dinge von der FDJ oder im Politunterricht nicht behandelt?“

Genosse Selig dient in Leipzig. Und so interessiert ihn unter anderem die Geschichte seiner Kaserne. Der Zufall will es, daß die „Armee-Rundschau“ gerade über besagte Kaserne, 1897 erbaut und im Wechsel der Jahrzehnte vom Quartier des 107. Regiments „Prinz Johann Georg von Sachsen“ über das 11. Infanterieregiment der Reichswehr und einen ebenso bezifferten Truppenteil der Nazi-Wehrmacht zur Unterkunft verschiedener Einheiten der Nationalen Volksarmee geworden, im Heft 8/1957 eine umfangreiche historische Reportage veröffentlicht hat. Schade nur, daß sie am Leipziger Handlungsort selbst anscheinend sehr schnell der Vergessenheit anheim gefallen ist.

Apropos: In Vergessenheit geraten.

In Sonneberg, am Südrand des Thüringer Schiefergebirges, trifft man oft junge Grenzsoldaten, die staunend durch das größte Spielzeugmuseum Deutschlands gehen. *Unteroffizier Siegfried Menzel* (24), FDJ-Sekretär einer Kompanie, war mit seinen Genossen gleichfalls dort. „Ich habe mich jedoch bemüht“, erzählt er, „dabei auch einiges zu sagen, unter welchen Umständen viele der hier ausgestellten Spielzeuge früher gefertigt worden

sind. Meistens waren es Kinder, die daran arbeiteten. Früh vor dem Schulunterricht mußten sie den Eltern, armen Heimarbeitern, schon zwei, drei Stunden helfen. Ja, in zahlreichen Fällen arbeiteten sie bis drei oder vier Uhr morgens – und das mit acht, neun, zehn Jahren, für wenige Pfennige, mit knurrendem Magen, ohne selbst irgendein Spielzeug zu besitzen! Heute will das schon mancher nicht mehr glauben. Aber es war in der Tat so. Gerade deswegen habe ich es meinen Genossen erzählt, denn diese Schande darf man nicht vergessen. Und erst, wenn man weiß, wie es früher hier ausgesehen hat, kann man richtig ermessen, welche Veränderungen sich nach 1945 auch im Sonneberger Land vollzogen haben.“

Mit dem Stichwort „Veränderungen“ wären wir also wieder in der unmittelbaren Gegenwart. Und sie darf natürlich im Prozeß des Erwerbs von Kenntnissen über unsere Garnisonstadt ebenso wenig fehlen. Übrigens, *Unteroffizier Peter Kölke* (20) von den Luftstreitkräften scheint in dieser Hinsicht recht beschlagen zu sein, interessiert er sich doch sehr für Arbeit, Entwicklung und Perspektiven der LPG in M., seinem Garnisons„dorf“. Ebenso ist es bei *Unteroffizier Hans-Jürgen Beyer* (20) aus G., wo die Einheit allerdings einen nicht nur auf dem Papier, sondern im täglichen Leben existierenden Patenschaftsvertrag mit der Gemeinde hat.

Betrüblicher ist es schon, wenn *Funker Hermann Janack* (19) aus Erfurt nicht einmal drei Großbetriebe seiner Garnisonstadt zu nennen vermag. „Was soll man denn noch alles im Kopf haben?“, mosert er vor sich hin.

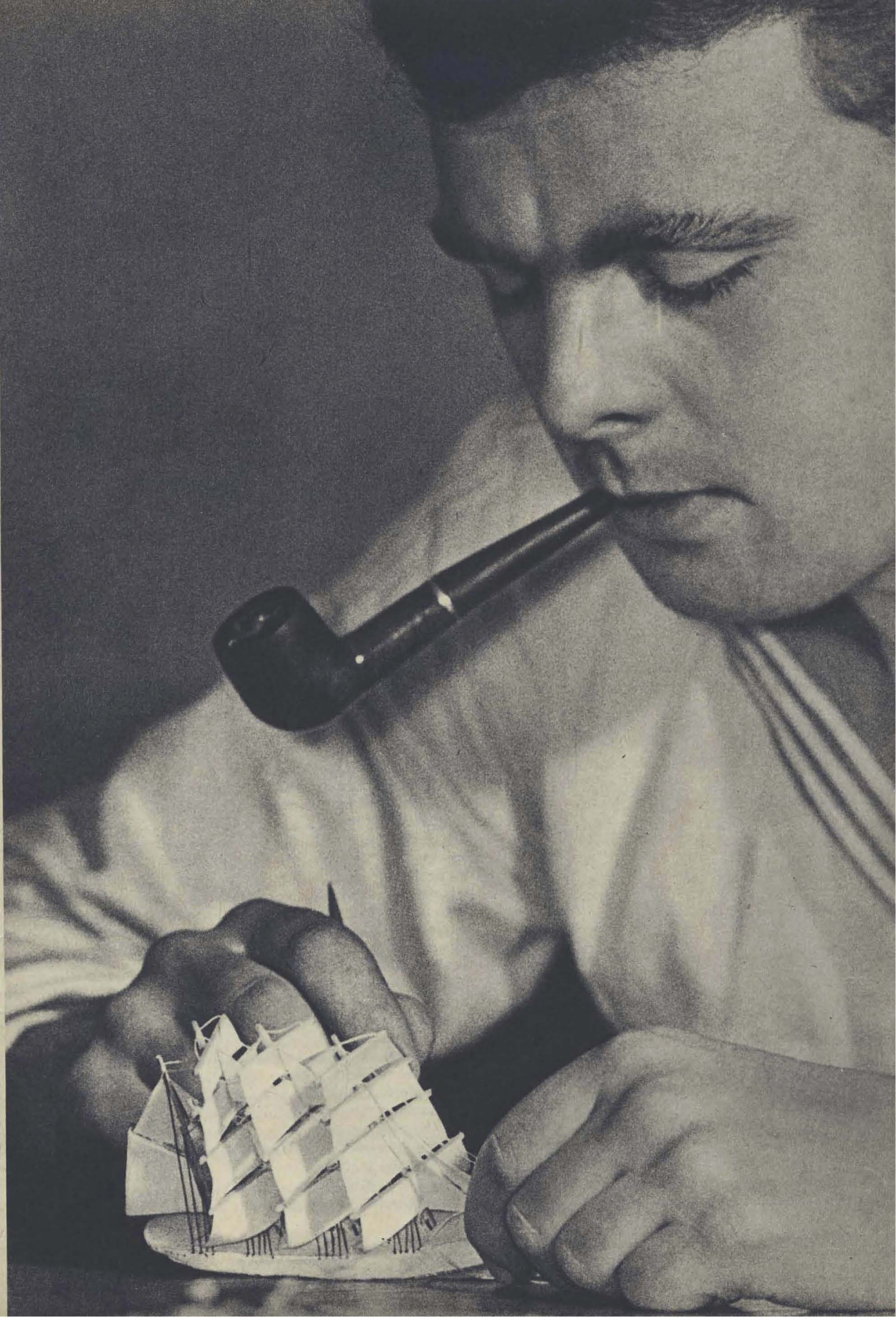
„Auf jeden Fall muß man wissen, was in der eigenen Garnisonstadt los ist. Schließlich versehe ich hier für längere Zeit meinen Dienst und lebe mit den Menschen zusammen. Also ist es meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, mich wenigstens dafür zu interessieren, was das für eine Stadt ist – in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Es schadet keinem, wenn er sich darum ein bißchen kümmert. Letzten Endes ist meine Heimat nicht nur der Ort, aus dem ich herkomme, sondern die ganze DDR. Und je besser ich sie kenne, desto freudiger werde ich mit der Waffe in der Hand bereitstehen, sie zu schützen und gegen jeden Feind zu verteidigen.“

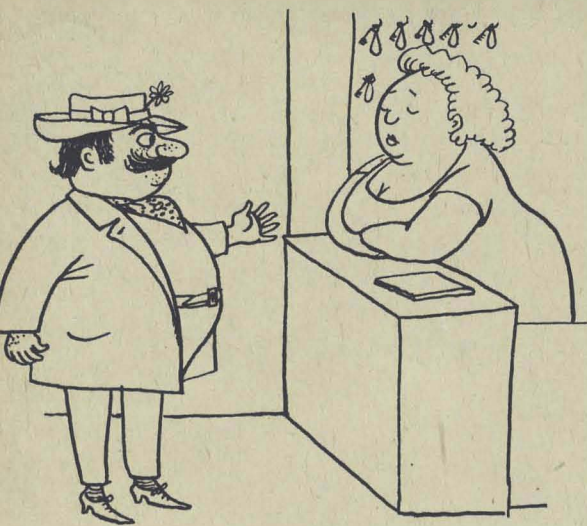
Mit diesen Worten des *Unterfeldwebels Hartmut Koch* (25), drastisch zwar, aber durchaus den Kern der Sache treffend, will ich es für heute bewenden lassen.

Und Sie, lieber Leser, der Sie sich bisher nur für die Tanzlokale Ihrer Garnisonstadt interessiert haben, gehen demnächst auch mal ins Heimatmuseum oder fragen am nächsten Zeitungskiosk nach Literatur über die Geschichte Ihres Dienstortes, gelt? Übrigens, Sie dürfen auch Ihrem FDJ-Sekretär ruhig mal einen Rippenstoß geben, auf daß zu dieser Thematik bald ein Heimabend stattfindet!

Ihr

Kore Heut Freitag





Illustrationen: Elizabeth Shaw

O. HENRY

Der General aus Kolumbien

The Gold that Glittered (1908)

Wo der Broadway den Platz streift, den Georg der Wahrhaftige beherrscht, ist der kleine Rialto.

Der Mittelpunkt des Lebens in dieser Gegend ist „El Refugio“, Café und Restaurant für die unsteten Verbannten aus dem Süden. Von Chile, Bolivien, Kolumbien, den rollenden Republiken Zentralamerikas und der zornigen Zone der Westindischen Inseln kommen sie gehuscht, die Señores mit Mantel und Sombrero, die von den politischen Eruptionen ihrer Länder wie glühende Lava verstreut werden. Hierher kommen sie, um Gegenrevolutionen auszuhecken, ihre Zeit abzuwarten, Gelder zu erbitten, Söldner anzuheuern, Waffen und Munition hinauszuschmuggeln, das Spielchen aus der Entfernung zu betreiben. In El Refugio finden sie die Atmosphäre, in der sie gedeihen.

Eines Tages setzte ein Schiff der Hamburg-Amerika-Linie den General Perrico Ximenes Villablanca Falcon, Passagier aus Cartagena, auf Pier Nr. 55 ab.

General Falcon hatte genügend Englisch unter seinem Hut, daß er sich nach der Straße, in der „El Refugio“ lag, durchfragen konnte. Als er diese Gegend erreichte, sah er ein Schild an einem ansehnlichen Ziegelhaus mit den Worten „Hotel Español“. Im Fenster stand auf einer Karte auf spanisch „Aqui se habla Español“. Der General trat ein, eines sympathischen Hafens gewiß. In dem behaglichen Büro saß Mrs. O'Brien, die Inhaberin. Sie hatte blondes — oh, untadelig blondes Haar. Ansonsten war sie die Liebenswürdigkeit selbst und von großem Leibesumfang.

Im „Hotel Español“ nahm sich General Falcon Zimmer und richtete sich ein. In der Abenddämmerung schlenderte er auf die Straßen hinaus, um die Wunder dieser lärmenden Großstadt des Nordens zu schauen. Beim Gehen dachte er an das wunderschöne Haar von Madame O'Brien. ‚Hier‘, sagte der General bei sich, zweifellos in seiner eigenen Sprache, ‚findet man nun die schönsten Señoras der Welt. In meinem Kolumbien habe ich unter unseren Schönen keine gesehen, die so blond war. Doch es ziemt sich nicht für General Falcon, an Schönheit zu denken. Mein Land erheischt meine Hingabe.‘

An der Ecke Broadway — Kleiner Rialto verhedderte sich der General. Die Straßenbahnwagen verwirrten ihn, und die Stoßstange von einem von ihnen warf ihn gegen einen mit Apfelsinen beladenen Schiebekarren. Ein Taxifahrer verfehlte ihn nur um Zentimeter mit der Achse und überschüttete ihn mit barbarischen Verwünschungen. Er schlug sich durch nach dem Bürgersteig und tat dann wieder vor Schreck einen Satz, als ihm die Pfeife eines Erdnußbrenners einen heißen Schrei ins Ohr stieß. „Valgame Dios! Was ist das für eine Teufelsstadt?“

Als der General wie eine angeschossene Schnepfe aus dem Strom der Passanten flatterte, wurde er gleichzeitig von zwei Jägern als jagdbares Wild ausgemacht. Der eine war „Bulle“ McGuire, dessen Jagdmethode den Gebrauch eines starken Armes und den Mißbrauch eines acht Zoll langen Bleirohres erforderte. Der andere Asphaltnimrod war „Spinne“ Kelley, ein Sportsmann mit raffinierten Methoden.

Beim Herabstoßen auf ihre offensichtliche Beute war Mr. Kelley eine Idee schneller. Sein Ellbogen fing die Attacke Mr. McGuires genau ab.

„Hau ab!“ befahl er grob. McGuire schlich davon, voller Ehrfurcht vor dem größeren Verstand.

„Entschuldigen Sie“, sagte Mr. Kelley zum General, aber Sie sind da ins Gedränge geraten, wie? Gestatten Sie, daß ich Ihnen helfe.“ Er hob den Hut des Generals auf und staubte ihn ab.

Mr. Kelleys Methoden mußten zwangsläufig zum Erfolg führen. Verwirrt und erschreckt vom Lärm der Straßen begrüßte der General seinen Retter als einen caballero von höchst uneigennütziger Gesinnung.

„Ich habe ein Bedürfnis“, sagte der General, „zu dem Hotel von O'Brien zurückzukehren, wo ich wohne. Caramba, Señor, es ist eine Lautheit und Schnelligkeit bei Hin und Her in dieser Stadt Nueva York.“

Mr. Kelleys Höflichkeit konnte es nicht zulassen, daß der berühmte Kolumbianer den Gefahren des Rückwegs allein gegenüberstand. An der Tür des „Hotel Espanol“ verhielten sie. Ein Stückchen weiter leuchtete auf der anderen Straßenseite die bescheidene Lichtreklame von „El Refugio“.

Eine Stunde später saßen General Falcon und Mr. Kelley an einem Tisch in der Verschwörerecke von „El Refugio“. Zwischen ihnen standen Flaschen und Gläser. Zum zehnten Male vertraute ihm der General das Geheimnis seiner Mission in die Estados Unidos an. Er sei hier, erklärte er, um Waffen – zweitausend komplette Armeegegewehre – für die kolumbianischen Revolutionäre zu kaufen. Er habe Wechsel der Bank von Cartagena auf ihre New Yorker Geschäftspartner in Höhe von fünfundzwanzigtausend Dollar bei sich. An anderen Tischen schrien andere ‚Revolutionäre‘ ihre politischen Geheimnisse ihren Mitverschworenen zu; aber keiner so laut wie der General. Er haute auf den Tisch, er rief laut nach Wein, er brüllte seinem Freund zu, daß sein Auftrag geheim sei und keiner Menschenseele auch nur angedeutet werden dürfe. Mr. Kelley wurde selbst zu mitfühlender Begeisterung angeregt. Er ergriff über den Tisch hinweg die Hand des Generals.

„Musjöh“, sagte er ernst, „ich weiß nicht, wo Ihr Ländchen liegt, aber ich bin dafür. Ich schätze aber, es muß eine Filiale der Vereinigten Staaten sein, denn die Dichterbrüder und die Pauker nennen uns manchmal auch Kolumbia. Sie haben großes Glück gehabt, daß Sie heute Abend mir in die Quere gekommen sind. Ich bin der einzige in ganz New York, der Ihnen dieses Waffengeschäft unter Dach und Fach bringen kann. Der Kriegsminister

der Vereinigten Staaten ist mein bester Freund. Er ist gerade in der Stadt, und ich werde morgen in Ihrer Sache mit ihm sprechen. Und, Musjöh, halten Sie die Wechsel inzwischen schön warm in Ihrer Innentasche. Ich hole Sie morgen ab und bringe Sie zu ihm. He, das ist doch nicht etwa der Distrikt Kolumbia, von dem Sie da reden, wie?“ schloß Mr. Kelley mit plötzlichem Zweifel. „Den kann man nicht mit zweitausend Gewehren erobern – man hat es schon mit mehr versucht.“ „Nein, nein, nein“, rief der General aus. „Es ist die Republik Kolumbien, es ist eine grrroße Republik ganz oben in Südamerika, Yes, Yes.“ „Na, schön“, sagte Mr. Kelley beruhigt. „Wie wär's, wenn wir jetzt nach Hause wandern und in die Heia gehen.“ Sie trennten sich an der Tür des „Hotel Espanol“.

Kelley ging zur nächsten Telefonzelle und rief in McCrarys Café weiter oben am Broadway an. Er fragte nach Jimmy Dunn. „Ist dort Jimmy Dunn?“ fragte Kelley. „Ja“, war die Antwort.

„Du lügst“, jauchzte Kelley freudig zurück, „du bist der Kriegsminister. Warte, bis ich hinkomme. Ich habe hier den schönsten Fisch an der Angel, den man je angeködert hat. Das ist eine pikobello Sache mit Goldrand, Bauchbinde und genug bunten Lappen, daß du dir eine rote Flurlampe und eine Statue von Psyche im Bach plätschernd kaufen kannst. Ich komme mit der nächsten Bahn 'rauf.“

Jimmy Dunn war ein Doktor der Gaunerei. Er war ein Künstler im Betrügen. Er hatte in seinem Leben noch keinen Totschläger gesehen; und er wies Betäubungsmittel weit von sich. Er hätte in der Tat einem zukünftigen Opfer nichts als die reinsten Getränke vorgesetzt, wenn man in New York so etwas hätte bekommen können. „Spinne“ Kelleys Ehrgeiz bestand darin, sich zu Jimmys Rang emporzuarbeiten.

Diese beiden Herren hatten an jenem Abend eine Besprechung bei McCrary. Kelley erklärte:

„Er ist leichtgläubig wie eine Jungfer. Er kommt von der Insel Kolumbien, wo gerade Streik oder Krawall oder so etwas Ähnliches ist, und man hat ihn hierhergeschickt, um zweitausend Armeegegewehre zu kaufen, mit denen man die Sache schlichten will. Er hat mir zwei Wechsel für zehntausend und einen für fünftausend Dollar auf eine hiesige Bank gezeigt. Verdammte Jimmy, ich nahm es ihm

direkt übel, daß er es nicht in Tausenddollarscheinen hatte und mir auf einem silbernen Tablett überreichte. Jetzt müssen wir eben warten, bis er zur Bank geht und uns das Geld holt.“ Sie besprachen sich zwei Stunden lang, dann sagte Dunn: „Bringe ihn morgen nachmittags um vier nach Broadway Nummer –“

Kelley holte den General rechtzeitig im Hotel ab.



Er traf diesen schlaun Kriegshelden in ergötzlicher Unterhaltung mit Mrs. O'Brien an. „Der Kriegsminister erwartet uns“, sagte Kelley. Der General riß sich widerstrebend los. „Ah, Señor“, sprach er seufzend, „die Pflicht ruft an.“

Aber Señor, die Señoras Ihrer Estados Unidos – was Schönheiten! Zum Beispielen, nehmen Sie la Madame O'Brien – que magnifica! Sie ist Göttin – Juno – was man nennt Juno von reinstem Wasser.“

Nun war aber Mr. Kelley ein Witzbold; bessere Männer als er haben sich schon am Feuer ihres eigenen Geistes verbrannt.

„Klar!“ sagte er grinsend. „Aber Sie meinen wohl eine Juno von reinstem Wasserstoff, wie?“

Mrs. O'Brien hörte das und hob ihr goldenes Köpfchen. Ihr Geschäftsauge ruhte einen Augenblick lang auf der abgehenden Gestalt des Mr. Kelley. Außer in der Straßenbahn sollte man einer Dame gegenüber nie unnötigerweise unhöflich sein. Als der tapfere Kolumbianer und sein Begleiter an jener Broadway-Adresse ankamen, ließ man sie eine halbe Stunde lang in einem Vorzimmer warten, wo ein distinguirt aussehender Mann mit glattem Gesicht an einem Schreibtisch saß.

General Falcon wurde dem Kriegsminister der Vereinigten Staaten von seinem alten Freund Kelley vorgestellt, der auch die Mission des Generals vortrug.

„Ah – Kolumbien!“ sagte der Minister bedeutungsvoll, als man ihm die Angelegenheit erklärte. „Ich fürchte, es wird sich in diesem Falle eine kleine Schwierigkeit ergeben. Der Präsident und ich sind da verschiedener Meinung. Er sympathisiert mit der gegenwärtigen Regierung, ich hingegen –.“ Der Minister schenkte dem General ein rätselhaftes, aber ermutigendes Lächeln. „Sie, General Falcon, wissen natürlich, daß nach dem Tammany-Krieg ein Gesetz vom Kongreß erlassen wurde, das verlangt, daß alle Waffen- und Munitionsexporte über das Kriegsministerium gehen. Wenn ich also etwas für sie tun kann, dann werde ich es gerne meinem alten Freunde, Mister Kelley, zuliebe tun. Es muß aber unter strengster Geheimhaltung geschehen, da der Präsident, wie gesagt, der Tätigkeit Ihrer revolutionären Partei in Kolumbien nicht wohlwollend gegenübersteht. Ich werde meine Ordonnanz eine Liste der jetzt im Magazin verfügbaren Waffen bringen lassen.“ Der Minister drückte auf eine Klingel, und eine Ordonnanz, mit den Initialen einer Telegraphengesellschaft an der Mütze, trat prompt ins Zimmer.

„Bringen Sie mir Liste B des Handfeuerwaffeninventars“, sagte der Minister.

Die Ordonnanz kam schnell mit einem bedruckten Blatt zurück. Der Minister studierte es genau. „Ich sehe da“, sagte er, „daß im Magazin neun des Regierungslagers eine Sendung von zweitausend kompletten Armeegefahren liegt, die vom Sultan von Marokko bestellt waren, der aber vergaß, mit der Bestellung das Bargeld zu schicken. Wir haben die Vorschrift, daß zum Zeitpunkt des Kaufs mit gesetzlichen Zahlungsmitteln bar beglichen werden muß. Mein lieber Kelley, Ihr Freund, General Falcon, soll, wenn er sie haben will, diese

Waffensendung zum Herstellerpreis bekommen. Und Sie werden sicher entschuldigen, wenn ich nun unsere Unterredung beenden muß. Ich erwarte jeden Moment den japanischen Minister und Charles Murphy.“

Ein Ergebnis dieser Unterredung war, daß der General seinem geschätzten Freund Mr. Kelley äußerst dankbar war. Ein zweites, daß der flinke Kriegsminister während der nächsten zwei Tage außerordentlich eifrig leere Gewehrkisten kaufte, sie mit Ziegelsteinen füllte und dann in einem speziell für diesen Zweck gemieteten Speicher aufstapelte. Ein weiteres Ergebnis war, daß, als der General ins „Hotel Español“ zurückkehrte, Mrs. O'Brien zu ihm trat, ihm einen Faden vom Rockaufschlag zupfte und sprach:

„Sagen Sie, Señor, ich will mich ja nicht einmischen, aber was will denn dieser affengesichtige, katzenäugige, gummihalsige Hintertreppengänger von Ihnen?“

„Sangre de mi vida!“ schrie der General. „Unmöglich ist es, daß Sie sprechen von meine guten Freund Señor Kelley.“

„Kommen Sie mit in den Sommergarten“, sagte Mrs. O'Brien. „Ich möchte mit Ihnen reden.“

Nehmen wir an, daß eine Stunde vergangen ist. „Und Sie sagen“, sprach der General, „daß für die Summe von achtzehntausend Dollar kann man kaufen das Mobilium des Hauses und Pacht für ein Jahr, mit diese schöne Garten – so ähnlich den Patios von meine cara Columbia?“

„Und noch dazu spottbillig“, seufzte die Dame. „Ah, Dios“, hauchte General Falcon. „Was sein für mich Krieg und Politik? Dieser Platz ist Paradies. Mein Land haben andere tapfere Helden, um weiterzukämpfen. Ah, nein. Hier habe ich gefunden ein Engel. Wir wollen das ‚Hotel Espanol‘ kaufen, und du sollst sein mein, und das Geld soll nicht sein verschwendet für Gewehre.“

Zwei Tage später war der Termin für die Auslieferung der Waffen an den General. Die Kisten mit den angeblichen Gewehren waren in dem gemieteten Speicher gestapelt, und der Kriegsminister saß auf ihnen und wartete darauf, daß sein Freund Kelley den General abholte.

Mr. Kelley eilte zu dieser Stunde ins „Hotel Español“. Er fand den General hinter einem Schreibtisch, wie er gerade Zahlen addierte.

„Ich habe beschließen“, sagte der General, „zu kaufen keine Gewehr. Ich habe heute kaufen das Innerei von diesen Hotel, und es wird sein Hochzeit von General Perrico Ximenes Villablanca Falcon mit Madame O'Brien.“

Mr. Kelley blieb fast die Luft weg.

„Sagen Sie mal, Sie alte glatzköpfige Wichsschachtel“, sprudelte er los, „Sie sind ein Schwindler. Sie haben ein Hotel gekauft mit dem Geld, das Ihrem verfluchten Land gehört, wer weiß, wo es liegt.“

„Ah“, sagte der General und schrieb eine Endsumme hin, „das ist, was man Politik nennt.“

Entnommen aus „Die Stimme der Stadt“, Verlag Philipp Reclam Jun. (gekürzt)



Halb Flatterfrau,
halb Edelbraut
kommt da das Fräulein
Edeltraut
zu ihrem neuen Freund
Hans-Heinz,
den sie auf Anhieb gleich
(so scheint's)
ins Herz geschlossen hat.
Sie läßt
nicht locker, und
die Hand liegt fest
in seiner, was
zum Ausdruck bringt,
daß unterm Kleid
was pocht und klingt...





Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
dem man Vertrauen schenken kann,
dann zieht man sich im fremden Haus
zunächst mal seine Schuhe aus
und legt die seidenglatten Beine
auf eine Couch, ganz dicht an seine.
Der Plattenschatz ist seine Welt,
sie sucht sich aus, was ihm gefällt...
Und wenn (sein Wunsch ist schnell gestillt)
die Nadel in der Rille rillt,
wenn dann sein Lieblingslied ertönt,
hat sie sich schnell daran gewöhnt,
daß er (zuweilen sehr gewagt)
so nette kleine Dinge sagt,
die als bewährte Liebeszeichen
Ihr aufgeschrecktes Ohr erreichen.

Was sie dabei empfindet, fühlt,
wird auch nicht grade abgekühlt,
wenn heißer Bohnenkaffee fließt,
den er aus einer Kanne gießt,
die er (als Souvenir gedacht)
ihr da aus Warschau mitgebracht.
Aus Prag schleppt Ihr Hans-Heinz sodann
den Schwejk, den braven Schlaupf, an,
und was er tanzend importiert
ist weiter westlich orientiert,
jedoch zu angebrochener Nacht
ist kein Krakowiak angebracht.
Hans-Heinz ist ja (jetzt weiß sie das!)
für sie ein ausgesprochenes As,
nur, meint sie, wenn ich ihn so seh,
gehört der Junge zur Armee.

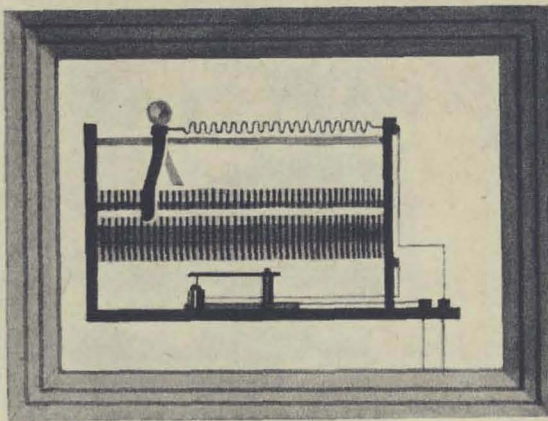
Zu viel Zivil



Die Zimmertür ist zugeschlagen...
 Sie wird Hans-Heinz dann gleich mal fragen,
 warum er nicht... Da steht ihr Glück
 und meldet sich bei ihr zurück.
 Gut sieht er aus. Ganz unbestritten.
 Wie aus der Rundschau 'rausgeschnitten...
 Jetzt hat sie ihn noch mal so gern,
 den - zu zivilen jungen Herrn!

-ika-





Der Stolz unserer Väter

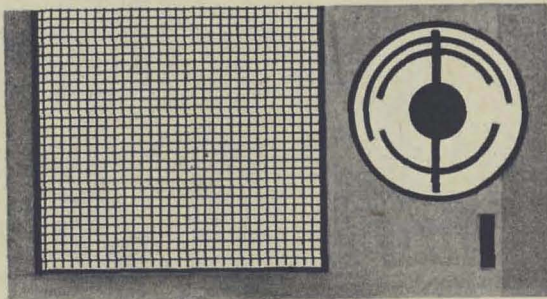
war der selbstgebaute Detektorapparat. Wie mühevoll und primitiv mußte die Variometerspule gewickelt werden, und wieviel Geduld gehörte jedesmal dazu, mit dem Kristalldetektor auf Empfang zu kommen. Aber, man schaffte es, man meisterte die „neue Technik“. Die Halbleitertechnik von heute zu meistern ist leichter. Das selbstgebaute Transistorengerät ist sofort empfangsbereit.

Zum Selbstbau von Transistorengeräten eignen sich unsere sorgfältig ausgemessenen „LA-Transistoren“.

LA 25 = 25 mW, LA 50 = 50 mW, LA 100 = 100 mW,
LA 1 = 1 W, LA 4 = 4 W, LA 30 = HF.

„LA-Transistoren“ sind zu Sonderpreisen in Fachgeschäften erhältlich.

Schülerübungsgerät „Elektrik III“, zur Einführung in die Halbleitertechnik, sofort ab Werk lieferbar.



VEB Halbleiterwerk
Frankfurt (Oder)
FRANKFURT (ODER)
MARKENDORF



Kaufmann

wünscht Gedankenaustausch mit charm., sportlicher, reichstreuher Dame. Spät. Heirat nicht ausgeschlossen.

Offz.-Wwe. nördl. Kiel, 163. kunsli- und naturliebend. (Petrographie. Botanik u. a. Int.), sucht Verbdg. zu unverh. Herrn, etwa 55-65. ev., geist. u. menschl. wertvoll, in gut. Verh. —

Landwirt (Angest.), wünscht Gedankenaustausch mit völkischer, naturverbundener Dame (bis 30)

Das sind Heiratsinserate aus der „Deutschen Soldatenzeitung“ vom 17. August. Wir können es uns nicht verkneifen, die nächsten in der DSZ erscheinenden Heiratsanzeigen schon im voraus zu veröffentlichen.

Rechtsratzekahler Oberst sucht Herzattacke mit stämmiger Germanenwitwe. Bedingungen: Blauäugig, finanzkräftig und reichstreu! — Führerbild erwünscht. Kennwort: Teutoburg.

Alter Nachtjäger sucht an den Endsieg glaubendes Naturmäd, auf dem der kampferprobte Mann sicher landen kann.

Fregattenkapitän a. D., 67, sucht neue Fregattin. Welch abgetakeltes Schlachtschiff sucht Schutz und Trutz bei altdeutscher Boje? Bedingung: Kaisertreu, trinkfest und versenkbar. Gute Augen. Voraussetzung — keine Sehkrankheiten! Offerten unter: Schiffer!

Offensiv-Witwe sucht Panzersoldaten in jeder Menge zwecks Freizeitgestaltung. Bedingung: völkisch-verbunden, unverwundbar und in jedem Fall — deutsch! Angebote unter Glaube und Schönheit. Starker Glaube unbedingt erforderlich.

Mal herhör'n! Welche treudeutsche Maid hat Lust, sich mit gutsituiertem Zahlmeister (131er) zu verbinden? Frau muß gut kochen können! Kennwort: Goulasch-Kanone!

Artillerie-Major sucht älteres Kaliber, preußisch-ergeben, schlagartig einsetzend und völkisch-beobachtend, dicke Berta bevorzugt. Zuschriften unter: Die Mörser sind unter uns!

Wer bietet 71-jähriger Generalsvollwaise männlichen Schutz? Dame ist wehrfreudig, kampferfahren und vollblütig. Säbelbeine vorhanden! Lösung: Wovon kann der Landser da schon träumen!

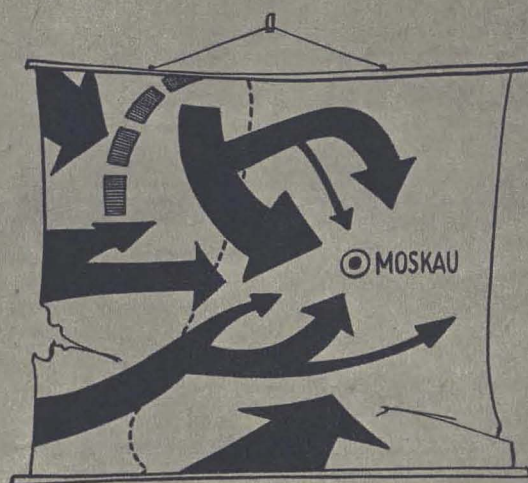
Ehemaliger Stabszahnarzt der Luftwaffe sucht Chartermaschine neueren Baujahrs. Kennwort: Plomben auf England!

Geht's zur Ehebettbereitung —
... denkt an die Soldatenzeitung!
Kriegs- und Eheanbahnungen! Erfolg garantiert!
Für Offiziere und Kadetten,
preußisch-edle Hochzeitsbetten ...
Motto: Bedienen Sie sich unserer Methode im
„Reinlegen“!

ANZEIGEN



Käuflich!

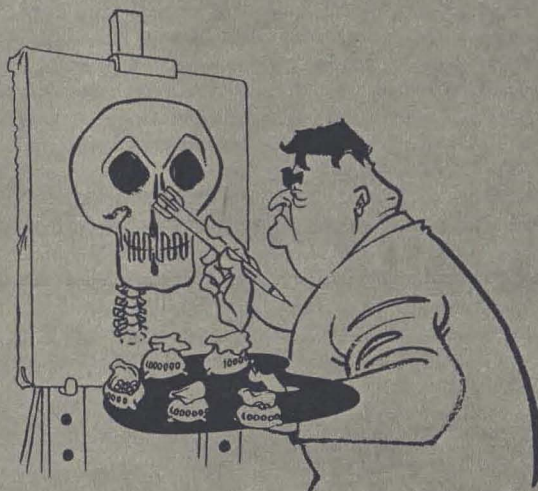


Abstrakt



Unrealistisch

~~KEINE~~ ~~NATIONAL~~ GALERIE



Selbstporträt

ZEICHNUNGEN: KLAUS ARNDT

Truppenversorgung mit

Raketen?

Von Heinz Mielke

Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Interessante Aufgaben bieten sich der Raketentechnik nicht nur im Aufgabenbereich des Weltraumfluges, das heißt im mehr oder weniger irdischen kosmischen Raum. Schon bei den „Klassikern“ der Raketenflugidee (Zander, Oberth, Tiling, Zucker) findet man Überlegungen, die Rakete auch als Transportmittel zur Überbrückung großer Entfernungen an der Erdoberfläche einzusetzen. Verschiedene der ersten bescheidenen Raketenversuche in den dreißiger Jahren zielten beispielsweise gar nicht so bewußt auf den Weltraumflug, als vielmehr auf die Transportrakete (z. B. Zuckersche „Postraketen“). Auf Grund der zu dieser Zeit noch sehr schwach entwickelten technischen Grundlagen des Raketenfluges, konnten von den Raketenpionieren auf diesem Wege noch keine bemerkenswerten Fortschritte erzielt werden.

Vom Standpunkt der modernen Raketentechnik aus, könnte man nun vielleicht geneigt sein, derartige Möglichkeiten als längst schon erschöpfend gelöst zu betrachten. Immerhin ist es ja im Bereich der Waffentechnik schon seit Jahren zu einer feststehenden Tatsache geworden, daß Raketen als Transportmittel für Kampfladungen über kurze, mittlere und sehr große Entfernungen eingesetzt werden können. Im Typ der Interkontinentalen Ballistischen Rakete und neuerdings der sowjetischen Globalrakete hat diese Entwicklung zweifellos ihren bisherigen Höhepunkt gefunden. Dennoch wäre das Problem der Rakete als Ferntransportmittel mit der bloßen Nennung derartiger Typenbegriffe vom heutigen Standpunkt aus absolut noch nicht hinreichend gewertet und in seinen Anwendungsmöglichkeiten erschöpfend charakterisiert.

Sieht man zunächst einmal von einer Differenzierung nach zivilem oder militärischem Einsatzbereich ab und betrachtet zunächst nur ganz allgemein das Grundproblem, so kann man schon zu recht interessanten Schlußfolgerungen kommen.

Von der Antriebsmechanik der Raketen ausgehend, läßt sich feststellen, daß der Transport größerer Nutzmassen (etwa im Bereich mehrerer Tonnen) nur erst bei großen und sehr großen Entfernungen ökonomisch wird, weil bekanntlich das Verhältnis von Nutzmasse zu Startmasse bei chemischen Antrieben noch immer außerordentlich ungünstig ist. Für militärische Einsätze entfallen natürlich derartige ökonomische Erwägungen, und so findet man zum Transport von Kernladungen über interkontinentale Entfernungen Träger Raketen, deren Startmasse mehr als das Tausendfache der eigentlichen „Nutzmasse“ ausmacht. Diese Nutzmassen liegen dann aber auch nur in der Größenordnung von einigen zehn bis hundert Kilogramm.

Diese Einschränkungen vom Standpunkt der Ökonomie gelten nun ausschließlich für ballistische Raketenfernflüge, da sich hierbei eine ganz eindeutige Abhängigkeit von Flugweite und Antriebsbedarf zeigt. Für eine Reichweite von 4000 km benötigt man beispielsweise eine theoretische Brennschlußgeschwindigkeit von rund 5400 m/s. Um auf 6000 km zu kommen, muß man die Brennschlußgeschwindigkeit auf 6300 m/s, also um fast 1000 m/s steigern. Mit einer nochmaligen Steigerung um 1000 m/s käme man dann aber schon rund 4000 km weiter! Das heißt, bei sehr großen Entfernungen wird der Raketenantrieb eben ökonomischer.

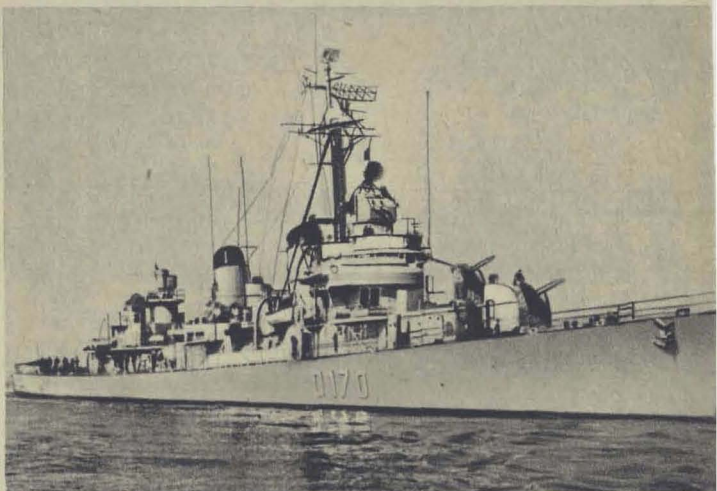
Will man nun aber beim ballistischen Flugprinzip bleiben und Zielflüge bis zu 20 000 km Entfernung vornehmen, also auch das Antipoden-Gebiet erreichen, so müßte man sehr ungünstige, weit in den Raum hinausreichende Bahnkurven in Kauf nehmen, für welche die Brennschlußgeschwindigkeit sogar noch über der ersten astronautischen Geschwindigkeit von rund 7900 m/s liegt. Mit anderen Worten, bei diesem Verfahren werden globale Entfernungen nur unter beträchtlichem Antriebsaufwand erreichbar, abgesehen davon, daß auch

(Fortsetzung auf Seite 47)

Zerstörer „D 170“ Fletcher-Klasse USA

Taktisch-technische Daten

Baujahr	1942
Tonnage (ts)	2050
Länge (m)	115,0
Breite (m)	12,0
Tiefgang (m)	5,5
Antrieb	2 Turbinen (zus. 60 000 PS)
Höchstfahrt (sm/h)	35
Fahrtstrecke (sm)	6000 bei 15 sm/h
Bewaffnung	4-127 mm; 6-75 mm 5 Torpedorohre; Wasserbomben, Minen.



Dieser Zerstörer aus dem zweiten Weltkrieg diente einst der US-Navy, bis er an die Bonner

Kriegsmarine abgegeben wurde. Seit 1958 fährt er nun in Bonner Diensten.

Und wieder ist es soweit, daß wir dich fragen: „Bist du im Bilde?“ Nämlich darüber, daß die Amis der westdeutschen Kriegsmarine ihre alten Zerstörer, gegen bare Münze, versteht sich, vermachten und auch darüber, ob du den „D 170“ in den Bildausschnitten wiedererkenntst. Wenn ja, dann schreibe wie immer die Lösung auf eine Postkarte und sende sie bis zum 1. Dezember 1962 (Datum des Poststempels) an die

Redaktion „Armee-Rundschau“
Berlin-Treptow, Postfach 7904
Kennwort: „Bist du im Bilde?“

Unter den Einsendern mit richtiger Lösung werden durch das Los drei Gewinner ermittelt, die 50,-, 20,- und 10,- DM als Preise erhalten.

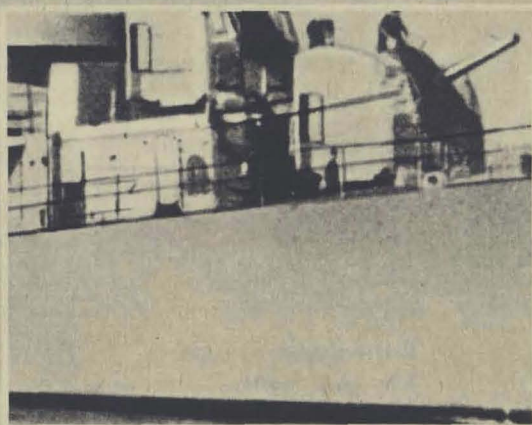
Auflösung aus „AR“ 9/1962

Die richtige Lösung: Bild 3 und 4 zeigten das Landungsschiff „Eidechse“.

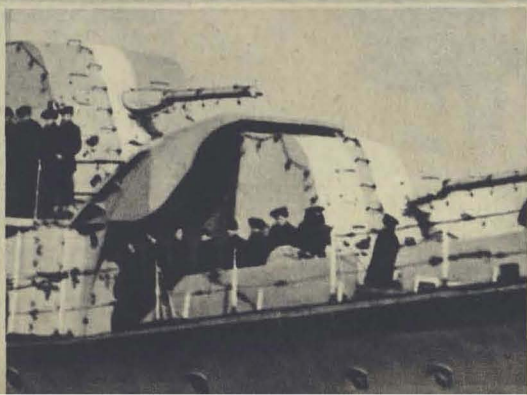
Die Gewinner sind:

Stabsmatr. G. Krone aus Stubbenkammer	50 DM
Erich Patzak aus Mahlow	20 DM
Soldat H. Kardinal aus Flechtingen	10 DM

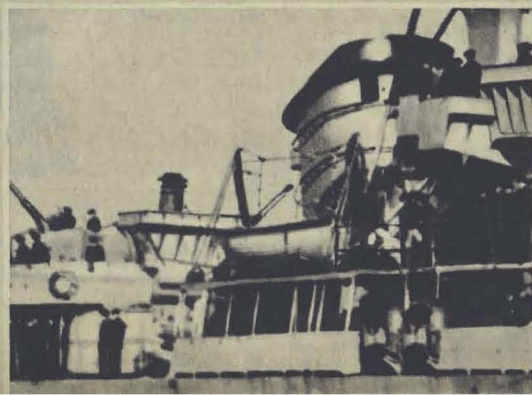
Bist du im Bilde?



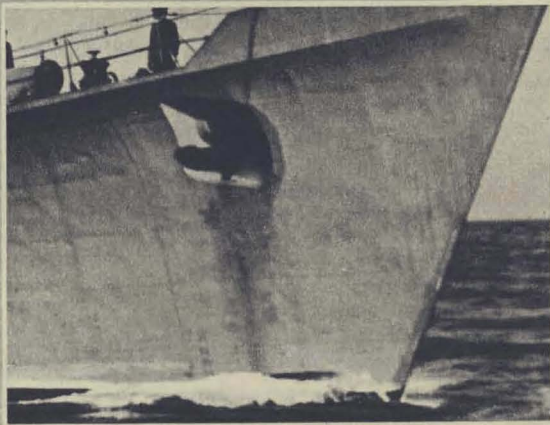
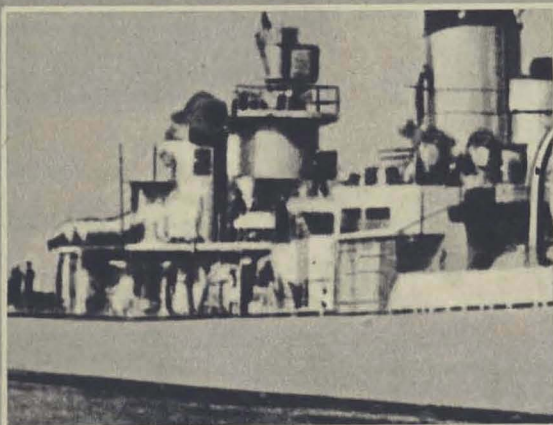
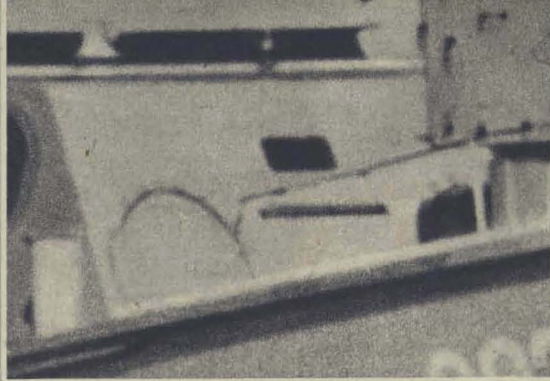
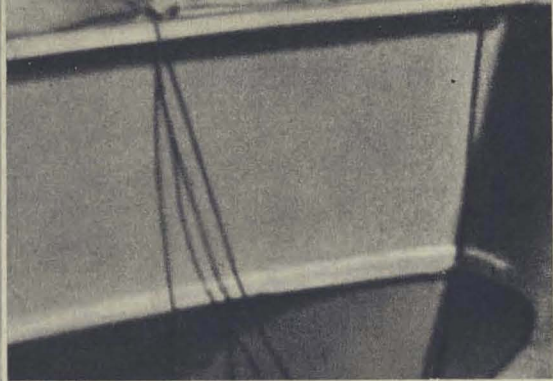
2



1



3



ARMEE-RUNDSCHAU
11/1962

TYPENBLATT

FAHRZEUGE DES
SOZIALISTISCHEN LAGERS

„Praga V 3 S“ ČSSR

Taktisch-technische Daten:

Eigenmasse	4830 kg (mit Winde)
Länge	6910 mm
Breite	2320 mm
Höhe	2730 mm (mit Plane)
Höchstgeschwindigkeit	60 km/h (mit Anhänger)
Bodentfreiheit	400 mm
Steigfähigkeit	60°/h
Motor	6 Zyl. luftgek. Diesel 4 Takt
Nutzlast (Gel.)	3000 kg



Der LKW „Praga V 3 S“ dient als Transport- und Zugmittel. Auch als Spezialfahrzeug findet er in der tschechoslowakischen Volksarmee Verwen-

dung. Mit besonderer Pritsche versehen ist er Trägerfahrzeug für den 32rohrigen Raketenwerfer.

Truppenversorgung mit Raketen?

(Fortsetzung von Seite 44)

die Flugzeiten entsprechend länger werden, wenn man sie mit der eines erdnah umlaufenden Satelliten vergleicht.

Hier kommt man also ganz automatisch auf die ökonomischste Lösung des Raketenferntransporter-Problems. Ein satellitenähnlich in der Hochatmosphäre fliegender Raketen-Hyperschallgleiter kann mit der Standard-Brennschlußgeschwindigkeit von rund 7900 m/s jede beliebige Entfernung über der Erdoberfläche zurücklegen! Hinzu kommt, daß er dazu nur die theoretisch kürzeste Flugzeit benötigt, wenn seine Bahnhöhe etwa in der gleichen Größenordnung wie die der sowjetischen Raumschiffe liegt. Die konstruktive Gestaltung eines entsprechenden Hyperschallgleiters und seine spezifischen Flugeigenschaften können nun dem Streben nach einer optimal ökonomischen Lösung sogar noch weiter entgegenkommen. Vor allem für die Fälle, wo das Transportmittel nicht globale sondern „nur“ Entfernungen von einigen tausend Kilometern zurücklegen soll. Ein Hyperschallgleiter ist nämlich in der Lage, die auf ihn einwirkenden aerodynamischen Kräfte teilweise zu einer „Streckung“ seiner Flugbahn auszunutzen und damit relativ große Entfernungen mit sozusagen „untertheoretischen“ (d. h. in bezug auf den Flug im kräftefreien Raum) Brennschlußgeschwindigkeiten zu erreichen. Damit wären sogar für globale Entfernungen nicht einmal mehr 7900 m/s Brennschlußgeschwindigkeit erforderlich.

Setzt man diesen Überlegungen noch den Punkt hinzu, daß der Hyperschallgleiter durchaus im Sinne einer normalen Flugzeuglandung zielflug- und landefähig sein kann, so kommt man zu bemerkenswerten Vorstellungen über den Raketenfernflug der Zukunft. Mit den heute schon verfügbaren und natürlich auch noch verbesserungsfähigen Antriebssystemen werden Nutzmassen von vielen Tonnen über beliebige Entfernungen transportierbar. Es kann sich dabei sowohl um reine Lasttransporte, als auch um Flüge mit vielköpfigen „Passagier“-Besatzungen handeln. Die Flüge der sowjetischen Raumschiffe und die dabei gezeigte allgemeine Präzision sowie die Exaktheit speziell bei der Rückführung und Landung, haben deutlich erkennen lassen, daß die sowjetische Raketen-technik auch auf diesem speziellen Anwendungsgebiet zukünftiger Technik führend sein wird. Neben dem zivilen Einsatz der Raketenfernflüge steht aber vor allem die militärische Bedeutung derartiger Möglichkeiten. Vom blitzschnellen, nicht durch gewöhnliche Nachrichtenmittel zu bewältigenden Informationsaustausch, über den Antransport wichtiger Einsatzmittel zur Kampfführung, bis zur Unschädlichmachung spezieller militärischer Zentren auf dem Territorium des Gegners durch besondere „Landungstruppen“ reichen die in knappen Umrissen kaum zu skizzierenden Möglichkeiten der militärischen Ferntransporte der Zukunft.

Das FOTO für Sie

Alle Leser, die „Das Foto für Sie“ beziehen möchten, kreuzen auf der Kontrollmarke die Nummer der Bilder an, von denen sie einen Fotoabzug 18 x 24 cm erwerben möchten, schneiden die Kontrollmarke aus und kleben diese auf den Empfängerabschnitt einer Zahlkarte, mit der sie je Fotoabzug 2,- DM an den Deutschen Militärverlag, Berlin-Treptow, Postscheckkonto Berlin 405 55, überweisen. – Bestellung und Bezahlung erfolgen somit gleichzeitig. Die Fotos stellt der Verlag kostenlos zu. – Achtung! Alle Leser, die „Das Foto für Sie“ jeden Monat bestellen, erhalten zu Beginn des neuen Jahres gegen Einsendung der 12 Stempelaufdrücke aus den Versandtaschen 3 noch nicht veröffentlichte Fotos kostenlos. Die Versandtaschen deshalb nicht wegwerfen.



1



2



3

Das FOTO für Sie
11/1962

BILD
1

BILD
2

BILD
3

ü

ber die welken Grasbüschel fächelt ein lauer Wind. Er lindert nicht die drückende Schwüle, die Arnold Arlt den Schweiß aus den Poren preßt. Unter seinem Kampfanzug verspürt er keinen trockenen Faden mehr. Ihm

scheint, als liege er schon den ganzen Tag und nicht erst seit einer Stunde in dieser Deckung vor dem Waldrand. Viel lieber wäre er jetzt hinten im Konzentrierungsraum unter den schattigen Bäumen.

„Genosse Arlt, Sie beziehen Posten als Chemischer Beobachter der Kompanie!“ hatte ihm der Gruppenführer befohlen und ihn dann in seine Aufgaben eingewiesen.

Es ist die erste Truppenübung, an der Soldat Arlt teilnimmt; und dies sein erster Kampfauftrag, bei dem er völlig auf sich allein gestellt ist. Nun zeige, was du gelernt hast, hatte er sich gesagt.

Aber hier, auf der sonnenüberfluteten Lichtung

Arnold Arlt bleibt gerade noch Zeit für eine Mütze voll Schlaf.

Es ist kurz vor Mitternacht, als Soldat Arlt von einem lauten Ruf geweckt wird. Noch ein wenig benommen richtet er sich auf, tastet nach seiner Maschinenpistole und dem Stahlhelm. „Fertigmachen zum Abmarsch!“ hört er in der Nähe die Stimme des Gruppenführers. Im Nu ist er auf den Beinen. Ringsum scheint der Wald erwacht zu sein. Zwischen den Bäumen flammen die Tarnscheinwerfer der Schützenpanzerwagen auf. Die Geräusche der warmlaufenden Motoren vereinen sich zu einem ohrenbetäubenden Lärm. Der Gruppenführer überprüft die Vollzähligkeit der Waffen und Ausrüstungsgegenstände, dann befiehlt er: „Aufsitzen!“

Das Rütteln des SPW und die kühle Nachtluft haben Arnold Arlt die Müdigkeit aus den Gliedern vertrieben. Aufmerksam verfolgt er, wie sich ein Fahrzeug nach dem anderen in das Marschband

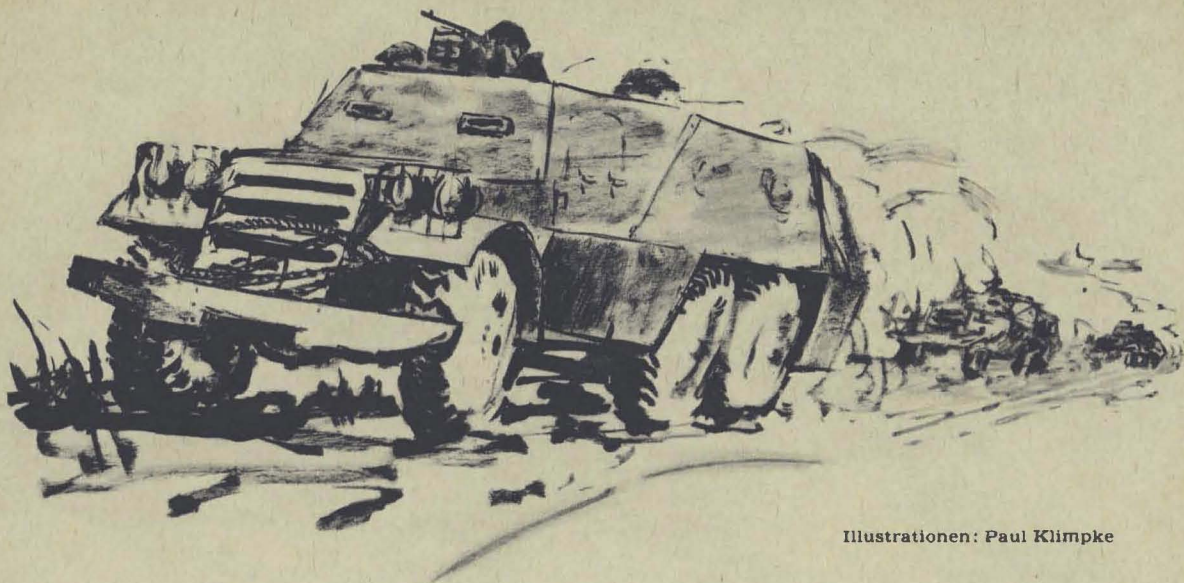
Sein erstes Gefecht

Von Major F. Haubert

sieht vieles anders aus. Wenn es wenigstens ein wenig Abwechslung gäbe. Außer einem Kradmelder, der zweimal vorüberfuhr, rührt sich absolut nichts. Was kann da schon passieren? Arnold Arlt ertappt sich bei Gedanken, die seine Aufmerksamkeit herabmindern. Vergangene Nacht beim Eisenbahntransport hatte er kein Auge zugetan; die Gruppe war als Transportsicherung eingeteilt. — Wie aber würden die Genossen urteilen, wenn ich schon beim ersten Mal versage? „Der Arlt ist eine glatte Null, und so einer will Unteroffizier werden.“ So würden sie urteilen. Und sie hätten recht.

Plötzlich sind seine Sinne hellwach. Am jenseitigen Rand der Lichtung detonieren dumpf Imitationskörper. Eine milchiggraue Wand weht langsam zu ihm herüber. Ein chemischer Überfall? Seine Vermutung bestätigt sich. Was wäre geschehen, wenn ich nichts bemerkt hätte? zuckt es ihm durch den Kopf, während er die Kompanie alarmiert. Zwei Stunden vergehen, bevor die Genossen der Mot.-Schützenkompanie Macrinus die Schutzmasken wieder abstreifen können. Für

einreicht. Zentimetergenau bugsieren die Kraftfahrer die tonnenschweren Kolosse zwischen den Buchenstämmen hindurch, so daß man manchmal schon das Schrabben an der Bordwand zu hören glaubt. Kradmelder jagen in Slalomfahrt über den zerfurchten Waldweg. Das scheinbare Durcheinander fügt sich der ordnenden Hand der Regulierer. Ihre Lichtsignale dirigieren die Fahrzeuge in die Kolonne. Soldat Arlt ahnt, wie gut durchdacht das alles sein muß, was vor seinen Augen geschieht. Und nicht nur bei diesem Nachtmarsch, sondern während der gesamten Übung. Hier muß alles ebenso pünktlich und reibungslos ablaufen wie auf seiner früheren Arbeitsstelle, dem Erfurter Hauptbahnhof. Dort war es leichter, denn hier gibt es keine glatten Schienenwege, und dazu noch so manche „außerplanmäßige“ Situation. Ihm wird klar, daß darum jeder Verantwortungsbewußt handeln muß: Gefreiter Goretzki als Gruppenführer, der kleine Wiegler hinter dem Lenkrad, Hammermüller als Signalist, Heuer, der MG-Schütze, König und nicht zuletzt er selbst. Das Aufheulen des Motors reißt Arnold Arlt aus seinen Gedanken.



Illustrationen: Paul Klimpke

Auf den vorderen Fahrzeugen tanzen grüne Lichter auf und ab. „Vorwärts!“

Die Kompanie Macrinus fährt als Spitzenkompanie des Vorhutbataillons. Enge, kurvenreiche Straßen, holprige Feldwege, Steigungen und Gefälle wechseln in kurzer Folge. Gas! — Kuppeln! — Schalten! — Geländegang! — Straßengang! Auf den Abstand zum „Vordermann“ achten! Für Soldat Wiegler wird die Fahrt zu einer doppelten Prüfung, denn es ist sein erster längerer Marsch auf dem Fahrersitz eines SPW.

Den breiten Oberkörper nach vorn geneigt, die kräftigen Hände auf die Maschinenpistole gestützt, hockt Gefreiter Goretzki auf seinem Platz. Noch am Nachmittag wäre es ihm nicht in den Sinn gekommen, daß er bei dieser Übung die Gruppe führen würde. Doch als sich Unteroffizier Zipf, der Gruppenführer, unglücklich am Bein verletzte, gab es keine Frage: Er, der Stellvertreter, mußte sofort die Gruppe übernehmen. Gefreiter Goretzki ist diese Aufgabe nicht neu. Bis eine Woche vor Beginn der Übung führte er die Gruppe





während einer längeren Abwesenheit von Unteroffizier Zipf. Der Gruppenführer sagte nicht viel, als er zurückkehrte, aber in seinem „Das hast du gut gemacht!“ lag mehr als in hundert anerkennenden Worten. Die heißumstrittene „Beste Gruppe der Kompanie“ war nach wie vor in ihrem Besitz. Dazu hatten vor allem die guten Ergebnisse bei dem Gefechtsschießen beigetragen. Arlt und König, die beiden Wehrpflichtigen der Gruppe, standen in ihren Leistungen kaum hinter den anderen zurück. Soldat König, ein großer, aber etwas träger Bursche, war bis vor kurzem in der militärischen Körperertüchtigung der schwächste Mann am Reck. Inzwischen hatte er es an diesem Gerät auf fünf Klimmzüge gebracht und auf dem G 5 außerdem die Fahrerlaubnis erworben. Von ihren „Paten“ Heuer und Hammermüller in die Mitte genommen, hatten die beiden Wehrpflichtigen schnell Anschluß gefunden. Gemeinsam baten sie um Aufnahme in die Freie Deutsche Jugend. Nach dem Besuch eines Lehrgangs gehörten sie nun zum Stamm der nichtstrukturmäßigen chemischen Gruppe.

Und Heuer und Hammermüller? Bis auf kleine Disziplinlosigkeiten, die sich Heuer zuschulden kommen ließ, konnte Gefreiter Goretzki in das Gruppentagebuch fast ausnahmslos gute Ergebnisse eintragen. Beim Gefechtsexerzieren des Bataillons zum Beispiel erfüllte die Gruppe ihre Aufgaben mit Elan. Alle Befehle wurden genau und schnell ausgeführt. Die Genossen Hammermüller und Heuer zeichneten sich durch vorbildliches gefechtsmäßiges Verhalten aus.

Gefreiter Goretzki ist davon überzeugt: Auch bei dieser Übung werden die Genossen ihr Bestes geben.

Der dritte Übungstag ist angebrochen. Weit über hundert Kilometer hat die Kolonne auf ihrem Marsch zurückgelegt. Die Fahrzeuge und Besatzungen sind staubbedeckt. Von den Reifen der Schützenpanzerwagen hochgeschleudert, rieselt unaufhörlich ein Sandregen auf die Kolonne herab. Es gibt keinen Schutz vor ihm. Er dringt in die Waffe und den Kampfanzug. Er brennt in den Augen und trocknet den Gaumen.

Aber daran denken die Soldaten der Gruppe Goretzki jetzt nicht. Seit dem Feuerwechsel mit „gegnerischen“ Aufklärungskräften am Ausgang des letzten Dorfes heißt es besonders auf der Hut zu sein. Der „Gegner“ ist nicht mehr weit.

In zügiger Fahrt passieren die Schützenpanzerwagen eine bewaldete Anhöhe. Unten im Tal schimmert silbern ein Flußlauf. Soldat Heuer entdeckt als erster die langen, niedrigen Kettenfahrzeuge auf dem Weg zum Fluß. „Unsere Pioniere!“ Da zischen auch schon die Luftdruckbremsen.

Gefreiter Goretzki wird zum Zugführer befohlen. Augenblicke später kommt er mit schnellem Schritt zurück. „Die Gruppe setzt auf dem vordersten Schwimmwagen mit der ersten Welle über. Am gegenüberliegenden Ufer hat sich der ‚Gegner‘ eilig zur Verteidigung eingerichtet. Wir haben die Aufgabe, ihn aus seinen Stellungen zu werfen und

zu vernichten. Die MPi-Schützen halten sich an den Seitenwänden des Schwimmwagens feuerbereit, Soldat Heuer mit dem MG an der Stirnwand. Absitzen!“ Innerhalb weniger Sekunden hat jeder seinen Platz auf dem Übersetzmittel eingenommen.

Wie Riesenechsen brechen die schweren Schwimmwagen aus dem Gehölz hervor. Noch ehe der „Gegner“ die Situation völlig erfaßt hat, sind sie bereits am Fluß. Am jenseitigen Ufer detonieren imitierte Artillerieeinschläge. Aus den Maschinengewehren hämmern kurze Feuerstöße. Auch die MPi-Schützen bekämpfen erkannte Ziele.

Das „gegnerische“ Ufer ist erreicht. Mit zwei, drei Handgriffen wirft Soldat Arlt die Schwimmweste ab, springt über die Bordwand und läuft mit den Genossen in der Schützenkette vorwärts. Einige Feuernester in der Tiefe des Angriffsstreifens leisten noch immer Widerstand. Hinter dem Ufer steigt das Gelände steil an. Ein Sturzsacker macht jeden Schritt zur Qual. Arnold Arlt rinnt der Schweiß unaufhörlich unter dem Stahlhelm hervor. Schwer atmet die Lunge nach dem Sturmlauf. Der Gruppenführer weist ein neues Ziel an. Arlt beißt die Zähne zusammen. Nur nicht zurückbleiben. Gerade jetzt kommt es auf jeden an. Beobachten, zielen, schießen und weiter vorgehen. Dem „Gegner“ darf keine Zeit gelassen werden.

Ein letzter Anstieg. Noch 50 Meter. Der Puls klopft Arnold Arlt bis zum Halse. Seine Beine sind schwer wie Blei. Er blickt zur Seite. Die Schützenkette ist noch geschlossen. Da beschleunigt Gefreiter Goretzki das Tempo. Sein Beispiel reißt die Gruppe mit. Das letzte Widerstandsnest des „Gegners“ wird genommen.

Nach dem Gefecht verbleiben nur wenige Minuten für eine Atempause. Die Fahrzeuge sind inzwischen übergesetzt und den Schützen gefolgt. Während Wiegler den Schützenpanzerwagen in die Kolonne einreicht, sind die Gedanken der Genossen noch bei den letzten Ereignissen. Arnold Arlt nimmt einen tiefen Zug aus seiner Feldflasche und reicht sie König. Der betrachtet sie wie ein Wertstück und meint: „Am liebsten würde ich mich jetzt in einen Kühlschrank legen.“ „... mit ’nem Eisbeutel als Schlummerrolle“, setzt Hammermüller hinzu.

Hammermüller, der schlanke, sehnige Panzerbüchschenschütze, sagt nur selten ein Wort, aber seine Meinung, die eines erfahrenen Genossen, hat in der Gruppe Gewicht. So sind auch alle ganz Ohr, als er nach dieser Flachserie den Tonfall wechselt und zu König sagt: „Jetzt weißt du auch, daß deine Schweißtropfen am Reck, bei den Märschen und beim Gefechtsexerzieren nicht für die Katz‘ waren. Hätten wir in diesem Tempo angreifen können, wenn wir schlecht vorbereitet zur Übung gefahren wären? Bestimmt nicht!“ Auch Arnold Arlt weiß, was es bedeuten würde, einige dutzend Meter vor dem „gegnerischen“ Feuernest auf dem Hang liegenzubleiben, weil die Kraft für den letzten entscheidenden Sprung fehlt. Und er ist ein wenig stolz darauf, daß er dieses erste Gefecht gemeinsam mit seinen Genossen so gut bestanden hat und dabei manches dazulernte.

Verräter an der Revolution

VON WALTER OEHME

Das war ein schwerer Schlag. Wir waren so stolz auf unsere siegreiche Revolution. Zwei Dutzend simple Landser, Landsturmeute ohne Waffen, Sozialdemokraten und Gewerkschaftler, hatten, ohne ernsthaften Widerstand zu finden, in der Nacht zum 11. November 1918 auch in Grodno die Macht übernommen. Die Offiziere, die noch wenige Stunden vorher große Reden über patriotisches Durchhalten vom Stapel gelassen hatten, kapitulierten lautlos. Selbst der Gouverneur von Litauen-Süd, General von Donop, unterzeichnete in den frühen Morgenstunden sein Einverständnis damit, daß die Befehlsgewalt an den sofort zu bildenden Soldatenrat überging.

Das ist das Ende des Militarismus!, jubelten wir. Und wir glaubten es ehrlich. Wir hielten es nicht einmal für notwendig, die Offiziere zu entwaffnen. Keiner widersprach den Anordnungen des Soldatenrates. Was konnte noch geschehen? Jetzt regierten wir. Das gute Geschäft der silbernen und goldenen Achselstücke war vorbei.

Die Matrosen der deutschen Hochseeflotte hatten am 3. November den Befehl zum Auslaufen der Flotte verweigert und waren von den Schiffen gegangen, hatten Soldatenräte gebildet und sich mit ihren Klassengenossen auf den Werften verbrü-

dert. Wie ein Sturmwind war die Revolution von Kiel und Wilhelmshafen über ganz Deutschland gebrast. Der Kaiser war geflohen, Räte, Arbeiter- und Soldatenräte in ganz Deutschland.

Als erstes schufen wir eine Soldatenratskompanie, um die Ordnung aufrechtzuerhalten. Es war selbstverständlich noch keine Rote Armee. Aber wir dachten doch an das Beispielspiel, das wir seit dem 7. Oktober 1917 an der Ostfront und selbst in der Etappe vor Augen hatten.

Unsere Soldatenratskompanie bestand aus jungen Kerlen. Wir waren ja selbst noch jung. Sie wurden auf den Soldatenrat verpflichtet. Wie waren wir stolz, wenn die jungen Burschen mit selbst gewählten Führern zur Sicherung der Brücken der Eisenbahn, der Lebensmitteldépôts und der Nachrichtenmittel ausrückten. Da kam der große Schlag. Erst verstanden wir überhaupt nichts. Das konnte nur eine in dem Berliner Wirrwarr entstandene Falschmeldung sein. Aber das war sicher Schwindel. Selbst die Offiziere wagten nicht, Konsequenzen daraus zu ziehen und Ansprüche auf die Wiederherstellung ihrer alten Macht daraus abzuleiten. Aber da stand wahrhaftig fett gedruckt im großbürgerlich reaktionären „Berliner Lokalanzeiger“ ein Telegramm an die Oberste Heeresleitung (OHL) über „die Zurückführung in die deutsche Heimat“. Darin hieß es:

„Wir ersuchen die Oberste Heeresleitung... folgendes anzuordnen:

1. Das Verhältnis zwischen Offizier und Mann hat sich auf gegenseitigem Vertrauen aufzubauen. Willige Unterordnung des Mannes unter den Offizier und kameradschaftliche Behandlung des Mannes durch den Vorgesetzten sind hierzu Vorbedingung.
2. Das Vorgesetztenverhältnis des Offiziers bleibt bestehen. Unbedingter Gehorsam im Dienst ist von entscheidender Bedeutung für das Gelingen der Rückführung in die deutsche Heimat...
3. Die Soldatenräte haben zur Aufrechterhaltung des Vertrauens zwischen Offizier und Mann beratende Stimme in den Fragen der Verpflegung, des Urlaubs, der Verhängung von Disziplinarstrafen. Ihre oberste Pflicht ist es, auf die Verhinderung von Unruhe und Meuterei hinzuwirken...“

Unter diesem Schanddokument – noch glaubten wir nicht an seine Echtheit – standen mit dem Datum vom 12. November 1918 die Namen der Mitglieder des Rates der Volksbeauftragten – so nannte sich die neue Regierung, die sich nach dem Sturz und der Verjagung des Kaisers und der kaiserlichen Regierung konstituierte und durch die Arbeiter und Soldaten gebilligt worden war, aber in Wahrheit weiter die Geschäfte der Großbourgeoisie und der Junker besorgte. Davon allerdings ahnten wir noch nichts. Wir wußten ja nicht, daß der sozialdemokratische Parteivorsitzende Fritz Ebert noch im Oktober 1918 erklärt hatte, daß er „die Revolution wie die Sünde hasse“, wir dachten nicht daran, daß Scheidemann schon in der letzten kaiserlichen Regierung Minister gewesen war und



Während die Massen der Arbeiter und Soldaten auf den Straßen gegen Militarismus und für eine soziale Umwälzung kämpften ... (u. B. z. die Besetzung des Berliner Zeitungsquartiers im Januar 1919)

... gaben die rechten sozialdemokratischen Führer Scheidemann, Dr. Landsberg, Ebert und Wissel (v. l. n. r.) dem alten militaristischen Klüngel alle Vollmachten, die revolutionäre Bewegung mit Waffengewalt niederzuschlagen und sein Regime zu festigen



das Volk zur Weiterführung des Krieges, zur Opferung des letzten Pfennigs für die Kriegsanleihe aufgerufen hatte. Wir wußten kaum, wer Landsberg war. Am wenigsten aber wußten wir, daß die Unabhängigen Sozialdemokraten Haase, Dittmann und Barth, die nun im Kabinett der Volksbeauftragten saßen, sich zwar revolutionär gebärdeten, aber niemals zu revolutionären Taten bereit waren.

Wir verstanden deshalb nicht, was das Dokument bedeuten sollte, unter dem diese sechs Namen stan-

den. Das war ja die Entmachtung der Soldatenräte und damit das Ende der Revolution, die wir schon gewonnen glaubten. Es konnte nicht sein! In der abendlichen Besprechung beschlossen wir deshalb, von der Verordnung der Regierung keine Kenntnis zu nehmen.

Doch nur zu bald jedoch sollten wir die Wirkung dieser konterrevolutionären Verordnung erfahren. Der Soldatenrat hatte für die Garnison und das Befehlsgebiet von Grodno eine Regelung zur möglichst schnellen und reibungslosen Rückführung der Truppen in die Heimat getroffen. Zuerst sollten die älteren Jahrgänge heimtransportiert und entlassen werden. Da aber der Ordnungsdienst in der Etappe nicht ganz von Mannschaften entblößt werden konnte, erhielten die von der Front zurückkehrenden Truppen den Befehl, ihren Rücktransport in Grodno zu unterbrechen, um Wachdienst und Versorgungsarbeit zu leisten. Da gab es am 16. November die erste Panne.

Zwei Schwadronen des 5. Jägerbataillons zu Pferde, einer sehr vornehmen Truppe, bei der es in Friedenszeiten nur hochadlige Offiziere gab, sollte in Grodno die Rückfahrt unterbrechen und erhielt entsprechenden Befehl. Der Kommandeur antwortete telegrafisch, daß er sich den Anordnungen nicht fügen werde, da er gemäß der Verordnung der Regierung keinen Soldatenrat anerkenne. Der Transportzug wurde in Grodno auf ein totes Gleis rangiert und Maschinengewehre der Soldatenratskompanie empfingen den konterrevolutionären Kommandeur samt seiner Truppe. Wir erzwangen die Wahl eines ordnungsgemäß gebildeten Soldatenrates und schließlich gaben die Offiziere klein bei.

Wir begriffen, daß sich in diesem Vorfall bereits die Wirkung der verhängnisvollen Regierungserklärung bemerkbar machte.

Erst Monate später, als ich bei meiner Tätigkeit in der Reichskanzlei die Gelegenheit hatte, die Akten der OHL einzusehen, stellte ich fest, daß offenbar zahlreiche Protesttelegramme von Soldatenräten bei der Regierung und OHL eingegangen sein mußten. Sie fehlten aber bei den Akten der Reichskanzlei. Der Widerstand der Soldatenräte gegen diese konterrevolutionäre Anordnung war nur aus einem noch vorhandenen Telegramm der OHL vom 13. November erkennbar, in dem es hieß:

„Eine Katastrophe beim Rückführen des Heeres kann nur vermieden werden, wenn die militärische Kommandogewalt und hiermit die Einheit der gesamten Heeresleitung, die zur Zeit völlig unmöglich gemacht wird, bis zum Abschluß der Demobilisierung in vollstem Umfange wieder hergestellt wird.“

Von diesen Machenschaften Hindenburgs und der OHL wußten die Soldatenräte nichts. Sie wußten nicht, daß bereits am 10. November ein Gespräch zwischen dem Volksbeauftragten Ebert und der Obersten Heeresleitung mit Hindenburg und Groener auf dem geheimen und direkten Telefondraht zwischen der Reichskanzlei in Berlin und dem Hauptquartier in Wilhelmshöhe bei Kassel stattfand, in dem der sozialdemokratische Vorsitzende

Revolutions- Anekdoten

Opfermut

„Exzellenz“ Scheidemann¹ erzählt von seinen Heldentaten während der Revolutionstage: „Na, also am 9. November 1918 saß ich mit Ebert² im Reichstagsrestaurant. Ebert aß, glaube ich, Kalbfleisch mit Nudeln und ich Rindsbraten mit Tomatensauce – oder nein, es war wohl umgekehrt! Also Ebert aß Rindsbraten mit Tomatensauce und ich Kalbfleisch! Kommt da nun plötzlich ein Matrose mit dem Gewehr in der Hand hereingestürzt. ‚Genossen, ihr müßt schnell die Republik ausrufen!‘ – ‚Geh du, Fritz!‘ sage ich. – ‚Nein, mach du das‘, antwortet er, ‚sonst wird mir das Essen kalt!‘ – ‚Wenn ihr euch nicht beeilt, Genossen, ruft Liebknecht die Sowjetrepublik aus!‘ schreit der Matrose. Also da hab’ ich doch tatsächlich mein Essen stehengelassen und die Republik ausgerufen...!“

Versasser unbekannt

Papier ist knapp

Johann Knief führte die Bremer Linken, neben Liebknechts „Internationale“ die stärkste marxistische Gruppe in Deutschland. Seine Zeitung war die „Arbeiterpolitik“, das einzige legal erscheinende Blatt der Linken, und natürlich stand dieses Blatt 1917 längst unter Militärzensur. Knief und sein Gehilfe Eildermann hatten aber bald erkannt, wie weit der Verstand ihres Zensors, eines vertrottelten, greisenhaften Offiziers, reichte: Der wußte nichts von Lenin und der roten Fahne und war dumm.

Als im November 1917 die Nachricht vom Sieg der Kommunisten in Rußland nach Bremen kam, galt es für Knief und Eildermann, einen Weg zu finden, um den großen Sieg zu würdigen, ohne den Zensor stutzig werden zu lassen.

Von Lenin, den Bolschewiki und dem Sowjetkongreß durften sie schreiben, davon hatte der Zensor keine Ahnung. Doch als Sieg durften sie das Ganze nicht erwähnen. Also kein Wort vom Sieg, von der großen Freude, die Knief, Eildermann und die anderen empfanden. Wie aber? Zu jener Zeit war es in Deutschland sehr schwierig, Papier für den Zeitungsdruck zu beschaffen. Das wußte auch der Zensor.

Er änderte deshalb kein Wort an der Bemerkung, die Johann Knief der Novembernummer der „Arbeiterpolitik“ voransetzte: „Die Redaktion bittet die Leser um Verständnis dafür, daß in Anbetracht des Mangels an weißem Druckpapier diese Ausgabe der Zeitung auf – rotem Papier erscheint.“

Hansgeorg Meyer

¹) Reformistischer Sozialdemokrat. Als Reichskanzler (Februar bis Juli 1919) beteiligt an der Niederschlagung der Novemberrevolution.

²) Opportunistischer SPD-Politiker, der nach Bebels Tod Vorsitzender der SPD wurde. Verriet als Reichskanzler (seit 11. November 1918) die Revolution an den deutschen Generalstab.

die Revolution, die er nie gewollt hatte, an die Militaristen verriet. Die rechten sozialdemokratischen Führer hatten ja stets schon lange vor dem Kriege auf die revolutionäre Erringung des Sozialismus verzichtet und den illusionären Weg des allmählichen spontanen parlamentarischen Hinübergleitens vom Kapitalismus in den Sozialismus gepredigt. Jetzt verpflichtete sich Ebert, die Kommandogewalt der ehemaligen kaiserlichen Generale und ihrer Offiziere, die ihnen durch die revolutionären Arbeiter und Soldaten genommen worden war, wieder herzustellen. Dafür versprach Hindenburg, seine ganze militärische Macht auf Wunsch Eberts gegen die revolutionären Arbeiter einzusetzen.

Die Auswirkungen erkannten die Soldatenräte an der Ostfront daran, daß plötzlich dem Rücktransport der Truppen von der Demobilisierungsabteilung in Berlin Schwierigkeiten bereitet wurden. Das Gerücht ging um, daß die OHL die Absicht habe, die von deutschen Truppen besetzten Gebiete im Osten im Einvernehmen mit der Regierung in Berlin nicht zu räumen. Aber die Soldaten wollten nach Hause. Sie hatten nicht die Absicht, weiter gegen das revolutionäre Rußland zu kämpfen. Der Soldatenrat beschloß, mich nach Berlin zu entsenden, um die Hintergründe der verhinderten Demobilisierung zu klären.

Ich ging schnurstracks in das preußische Kriegsministerium in der Leipziger Straße. Der Chef der Demobilisierungsabteilung, Oberst Reinhardt, der später Kriegsminister wurde, zuckte die Achseln: Er habe nicht genügend Transportmittel. Als ich ihn aber nach dem Geheimbefehl über die Verzögerung der Demobilisierung fragte, wurde er verlegen, spielte mit seinen Akten und verwies mich an den Rat der Volksbeauftragten. Ich wandte mich jedoch zunächst an den Berliner Vollzugsrat, der von den revolutionären Arbeitern und Soldaten als Kontrollinstanz für den Rat der Volksbeauftragten gewählt worden war und den wir für die höchste revolutionäre Instanz hielten. Im Vollzugsrat wußte man nichts von dem Geheimbefehl. Man verwies mich wieder an den Rat der Volksbeauftragten. Ich hatte zwar vor dem Kriege zum rechten Flügel der Sozialdemokratischen Partei gehört. Aber die mir unverständlichen Anordnungen und Erlasse des Rates der Volksbeauftragten, der sich „Revolutionsregierung“ nannte, hatten mich stutzig gemacht. Ich traute den Rechtssozialisten und all den andern rechten Führern nicht mehr. Sie hatten zuviel von einem friedlichen Hineinwachsen in den Sozialismus geschwätzt und vom Beginn des Krieges an waren sie zu offenen Verteidigern des Vaterlandes der Großbourgeoisie und der Junker geworden.

Ich suchte deshalb den mit Ebert gleichberechtigten Vorsitzenden des Rates der Volksbeauftragten, den Unabhängigen Sozialdemokraten Hugo Haase auf. Er sah mich erstaunt an: Ich müsse mich irren. Jedenfalls fand ich den Befehl später, als ich Sekretär der Reichskanzlei wurde, in den Akten und heute ist er allen Historikern bekannt.

Langsam dämmerte es bei mir. Aber es bedurfte noch einer Reihe überraschender Erfahrungen, bis

ich begriff, was die Ebert und Scheidemann alles taten, um den preußischen Militarismus zu retten. Als vorläufiger Vertreter der Ostfront wurde ich bald darauf zum Vollzugsrat kooptiert. Ich habe später seine Protokolle durchforscht. Sie sind sehr unvollkommen und fehlerhaft, aber am 11. November 1918 steht da klar und eindeutig: „Die Errichtung einer Roten Garde wird beschlossen. Dieselbe steht zur Verfügung des Vollzugsrats. Ein Aufruf dazu wird erlassen.“

Das war zwar noch lange keine Rote Armee, so wenig, wie unsere Soldatenratskompanie in Grodno. Wenn aber dieser Beschluß in die Tat umgesetzt worden wäre, wäre das immerhin ein gegen die Militaristen gerichteter Schlag gewesen. Am 12. November wurde nach dem Protokoll einmal die Errichtung einer Roten Garde, in die vorläufig zweitausend Mann eingestellt werden sollten, beschlossen.

Dann ist in den Protokollen Schweigen im Walde. Die sozialdemokratischen Führer hatten die Gefahr erkannt. Sie trieben eine lebhaft Agitation in den Berliner Soldatenräten. Jetzt trichterten sie den Soldaten ein, daß der Beschluß des Vollzugsrates, eine Rote Garde zu schaffen, ein Mißtrauensvotum gegen die revolutionären Soldaten bedeutete, die sich ja alle auf den Boden der Regierung Ebert-Haase gestellt hätten. (Wobei die Soldaten nicht erkannten, daß die Regierung in Wahrheit die Erhaltung der alten kaiserlichen Armee erstrebte). Hermann Müller, der spätere Reichskanzler, der als Vertrauensmann Eberts im Vollzugsrat wirkte, nahm sofort die Gelegenheit wahr, und schob mit Geschick die ganze Frage einer revolutionären Armee von der Tagesordnung.

Am 16. November erklärte er kalt im Vollzugsrat: „Auf der Frage der Armee können wir uns heute in Anbetracht der wichtigen Lage nicht einlassen, das muß einer späteren Zeit vorbehalten bleiben.“

Aber die gegen den preußischen Kadavergehorsam gerichtete Stimmung in der kaiserlichen Armee hatten Ebert und seine Genossen unterschätzt – genau wie heute die sozialdemokratischen Führer Ollenhauer, Brandt und Wehner die Anti-Atomkriegsstimmung der westdeutschen Arbeiter unterschätzen. Die Mehrheit der Soldaten und ihre Soldatenräte waren zwar keine Revolutionäre. Sie begriffen noch nicht die klare politische Forderung der Führer des Spartakusbundes Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, daß allein die Übernahme der Macht durch die Arbeiter- und Soldatenräte und die Errichtung einer Roten Garde den Erfolg der Revolution sichern konnten. Sie glaubten irrigerweise, daß dies allein mit Hilfe der Soldatenräte zu erreichen sei. Fast überall setzten sich die Soldatenräte über die wiederhergestellte Kommandogewalt der Offiziere weg. Aber Ebert wußte, was er den Militaristen schuldig war. Als am 18. November sein Vertreter bei der Obersten Heeresleitung, der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Giebel telefonierte, daß die OHL die Rückführung des Heeres nur gewährleisten könne, wenn allen ihren Anforderungen ohne Widerspruch Folge geleistet werde, ließ er diese

Waffenbrüder Magazin

Zum 45. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution gratulieren wir allen Angehörigen der Sowjetarmee.



Das „Zentrale Haus der Sowjetarmee“ und die Redaktion der Armeezeitung „Krasnaja Swesda“ organisierten anlässlich des 45. Jahrestages der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution innerhalb der Sowjetarmee den 6. Massenwettbewerb zur Lösung von Schachaufgaben, an dem sich Tausende Sowjetsoldaten beteiligten.

Unter der Losung „Erfüllt die Verpflichtungen im Monat September!“ wurde in den Verbänden und Truppenteilen der Tschechoslowakischen Volksarmee eine Etappe des sozialistischen Wettbewerbs zur Vorbereitung des XII. Parteitages der KPC erfolgreich zu Ende geführt.

Große Sprünge eines mittelalterlichen Reisigen? Mitnichten. Sondern Fechtübung in einer modernen Armee – der Chinesischen Volksbefreiungsarmee.



Was ißt Soldat János? PAPRIKAPILZE

1000 g Pilze (bei getrockneten etwa 1/10), 120 g Fett, 2 grüne Paprikaschoten, 1 kleine Zwiebel, 0,3 l saure Sahne, 30 g Mehl, Salz, gemahlener Pfeffer, Petersilie, Paprika.

Die gereinigten Pilze in Scheiben schneiden, feingehackte Zwiebel in Fett leicht bräunen, Pilze und in kleine Würfel geschnittene Paprikaschoten dazugeben, mit Salz, Pfeffer und Paprika würzen. Die mit Mehl verquirlte Sahne hinzufügen, gut kochen lassen, vor dem Anrichten mit feingehackter Petersilie bestreuen.

Drohung schleunigst durch das Nachrichtenbüro WTB verbreiten. Und der Sozialdemokrat Giebel, der als Eberts Vertreter im Großen Quartier saß, trug eifrig zur Hetze gegen die Soldatenräte bei, indem er berichtete, „die Stimmung im Feldheer ist eine ausgesprochen antibolschewistische“ (das heißt gegen die Räte).

Dies Mittel, die Bevölkerung mit dem Gespenst des Bolschewismus irrezuführen, haben also weder Brandt noch Wehner erfunden. Es diente schon 1918 zu konterrevolutionären Zwecken, zur Erhaltung der Macht der Militaristen. Die Offizierskamarilla ging auf Anweisung der OHL und mit Billigung Eberts immer offener gegen jede revolutionäre Einrichtung vor. Soldatenräte wurden verhaftet und sogar zu sechs und mehr Jahren Gefängnis verurteilt. Hindenburg erließ einen Befehl, daß rote Fahnen und Abzeichen in der Armee nicht erlaubt seien. Die Generale ließen beim Rückmarsch auch in den Dörfern und Städten rote Fahnen herunterreißen. Der neue Hindenburg-Erlaß war so aufreizend, daß selbst der Rat der Volksbeauftragten, um vor den Arbeitern das Gesicht zu wahren, von Hindenburg eine Korrektur verlangte. Hindenburg erklärte, sein Befehl sei insofern mißverstanden worden, als er nur für das Feldheer gelte. Das änderte natürlich nichts, zumal er zugleich verlangte, daß die Bevölkerung die Abzeichen der Truppen, also die schwarz-weiß-roten Fahnen und die monarchistischen Ehrenzeichen achten solle und daß die Arbeiter- und Soldatenräte „sich den notwendigen militärischen Anordnungen anpassen“ müßten!

Es hagelte wieder Protesttelegramme der Arbeiter- und Soldatenräte. Einige USPD-Führer forderten Widerspruch gegen diese neue militaristische Provokation und Haase erhielt den Auftrag, die OHL zur Ordnung zu rufen. Das war am 29. November. Haase brauchte bis zum 9. Dezember, bis er seinen Protest fertiggestellt hatte. Der Ministerialdirektor Dr. Simons legte das Telegramm Haases, obwohl dieser gleichberechtigter Vorsitzender war, erst Ebert zur Genehmigung vor und es vergingen nochmals fünf Tage. Hindenburg hatte Zeit gewonnen, die ihm genügte, seinen Erlaß, dem außerdem Eberts Vertreter Giebel zugestimmt hatte, nicht mehr zurückzunehmen. Er hatte inzwischen auch die Soldatenräte in der sogenannten neutralen Zone verboten und aufgelöst. Ebert ließ eifrig die Meldung von der rätefeindlichen Haltung der Alliierten verbreiten.

Dennoch war es bisher nicht gelungen, die Räte ganz zu beseitigen. Ebert sah die Gefahr, die von dem inzwischen nach Berlin einberufenen ersten Reichsrätekongreß der Arbeiter- und Soldatenräte, der über wichtige Fragen der Revolution entscheiden sollte, drohte.

Noch stritten und kämpften breite Massen der Arbeiterschaft für die Forderung Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs: Alle Macht den Arbeiter- und Soldatenräten. Nur diese revolutionären Machtorgane der Arbeiterklasse und ihrer Verbündeten konnten den deutschen Militarismus und Imperialismus schlagen und die Voraussetzungen für einen Staat der Arbeiter und Bauern schaffen.

Aber die marxistische Vorhut der deutschen Arbeiterklasse, die damals im Spartakusbund zusammengeschlossen war und sich erst anschickte, eine Kommunistische Partei zu gründen, war noch zu unerfahren, um die Massen der Werktätigen in dieser komplizierten und revolutionären Situation zum Siege zu führen. Dennoch erfüllte der heroische Kampf des Spartakusbundes immer weitere Massen der Werktätigen mit revolutionärem Geiste, so daß sie den Konterrevolutionären und Militaristen in den nächsten Jahren einen machtvollen Kampf um ihre Rechte lieferten, so bei den Januarkämpfen in Berlin, beim Kapp-Putsch, in den Märzkämpfen 1923 usw.

Auf dem Reichsrätekongreß begann die Rebellion der Soldatenräte. Die politischen Erfordernisse der Revolution hatten sie nicht begriffen und deshalb für die bürgerliche Nationalversammlung, die die Beibehaltung der Klassenherrschaft der Bourgeoisie bedeutete, gestimmt. Damit waren die einzigen revolutionären Organe, die Räte, erledigt. In Unkenntnis der Konsequenzen ihrer Entscheidung aber beschlossen die Vertreter der Soldatenräte erneut die Beseitigung der Kommandogewalt der Offiziere. Selbst die sozialdemokratischen Soldatenräte nahmen gegen Eberts Widerspruch die von dem Bremer Lampel ausgearbeiteten sogenannten Hamburger 7 Punkte an, in denen die Kommandogewalt den Soldatenräten, und als oberster Instanz dem Rat der Volksbeauftragten übertragen wurde. Die Soldaten sollten ihre Führer selber wählen. Die OHL drohte noch am selben Tage offen mit Streik. Ebert beeilte sich, deren Wünschen entgegenzukommen. Die OHL hatte schon lange den Plan zur Entwaffnung der Arbeiter- und revolutionären Soldaten ausgearbeitet.

In der Nacht zum 24. Dezember befahl Ebert den Angriff auf die letzte geschlossene revolutionäre Truppe in Berlin, auf die Volksmarinedivision, die im Schloß und im Marstall Quartier bezogen hatte. Trotz der eingesetzten Kanonen endet der Angriff mit einer kläglichen Niederlage der Truppen des konterrevolutionären Generals Lequis. Die Berliner Arbeiter und ihre Frauen entwaffneten die Angreifer. Nun rief Ebert Noske, den er schon am 11. November nach Berlin gerufen hatte und der sich selbst als Bluthund anbot, in die Regierung. Mit Einsetzung aller Waffen des ehemaligen kaiserlichen Heeres begann dieser die Niederwerfung der revolutionären Arbeiter. Ebert hatte seine Rolle als treuer Paladin der Militaristen erfüllt.

Es war ein konsequenter Weg, den die sozialdemokratischen Führer vom 9. November 1918 zur Verhinderung der Revolution und zur Erhaltung des Militarismus und Imperialismus gingen. Er unterschied sich in kaum einer Phase von den Machenschaften, die die Bonner sozialdemokratischen Führer heute anwenden, um den westdeutschen Imperialisten und Militaristen ihre Herrschaft über die deutschen Werktätigen zu sichern. Das feste Bollwerk aber, das ihrem Ziel im Wege steht, ist diesmal der Staat der Arbeiter und Bauern, die DDR. An diesem Bollwerk werden auch die frechesten Manöver der sozialdemokratischen Führer und ihrer Bosse scheitern.



Wie hieß denn DER?

Was will der noch? Dieser geschniegelte Bursche und Leuteschinder hat ausgespielt, wie alle seine feinen „Herrn Kameraden“. Feuer aus den Kesseln! Laßt den Fatzken doch brüllen.

Welchem Film entnahmen wir diesmal unser Szenefoto und welches herausragende Ereignis in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung behandelt er?

Letzter Einsendetermin für Ihre Postkarte (Kennmarke rechts unten nicht vergessen) ist der 1. Dezember (Datum des Poststempels).

Unter den Einsendern von richtigen Lösungen werden durch das Los drei Gewinner ermittelt.

SIE KÖNNEN GEWINNEN:

- ① 1 Jahrgang Progress-Filmprogramme 1961 in zwei Sammelmappen und das jeweils veröffentlichte Szenefoto im Format 13×18 cm.
- ② 1 Progress-Spielfilmkatalog, illustriert, Jahrgang 1961, und 10 Künstlerfotos.
- ③ 25 Fotos bekannter Filmkünstler.

Die richtige Lösung unseres Oktober-Filmrätsels:

Der Traum des Hauptmann Loy.

Die Gewinner des September-Filmrätsels:

1. Karin Walkiewicz, Crimmitschau/Sa.
2. Unteroffizier Peter Gülzow, Peitz
3. Unteroffizierschüler Walter Paul, Plauen

Mit „Gut Film“

Ihre „Armee-Rundschau“.

Nach dem Dienst

GERHARD NIESE

Sensationen im Weltall

Illustriert von Klaus Weber und Harald Bossek · 200 Seiten, 48 Seiten einfarbige und 8 Seiten mehrfarbige Fotos · Halbleinen 8,80 DM

Gerhard Niese berichtet in seinem Buch von den großen Ergebnissen wissenschaftlicher und technischer Forschungen, untersucht die Frage nach der Existenz vernunftbegabter Lebewesen auf anderen Himmelskörpern, erzählt von erregenden Ereignissen, die sich im Weltraum abspielen. Wir erfahren Näheres über die kosmische Strahlung und Radio-signale aus fernen Welten, über Gebirge auf dem Mond, kurz, über alles das, was heute jeden Menschen brennend interessiert.



ein
gutes
Buch



WOLF DIETER PICT
Zerreißprobe

Piloten zwischen Luftfahrt und Raumfahrt

2. Auflage · Zeichnungen von Ali Picht-Wildt und Horst Stein · 27 Fotos · 520 Seiten · Halbleinen 10,80 DM

Über die Erhöhung der Geschwindigkeiten in der Luftfahrt herrschen die widersprechendsten Vorstellungen. Der Autor gibt in seinem Buch eine allgemeinverständliche Einführung in die Probleme des modernen Hochgeschwindigkeitsfluges, geht dann nach einem kurzen historischen Abriss der Entwicklung des Überschallfluges auf die aerodynamischen Probleme ein, beschreibt Wege zu ihrer technischen Lösung und Bauverfahren der modernen Flugzeugindustrie. Erhältlich in jeder Buchhandlung.

BESTECKE

In der Ausführung

Stahl rostfrei

Hotel- und Tafelgeräte

Neusilber schwerversilbert

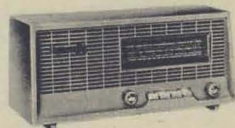
und Stahl rostfrei



**VEB AUER
BESTECK- UND
SILBERWARENWERKE
AUE**

Rundfunk-Kleinstgeräte mit Weltstand

formschön – farbenprächtig
leicht transportabel



UNSERE
NEUHEITEN

-Varna 473- Allstrom-Kleinstsuper mit UKW LW
MW KW 6 AM / 10 FM-Kreise. Polystirolgehäuse -
Gewicht: 4 kg (35x15x16 cm)

-Rostock 493- Kurzwellen-Kleinstsuper mit MW
KW III KW II KW I Wechselstrom umschaltbar -
6 AM-Kreise. Polystirolgehäuse (35x15x16 cm) -
Gewicht: 4,5 kg

**VEB
STERN-RADIO
SONNEBERG • THUR.**

TELEFON: 2603-2605

*Hand
aufs
Herz,
meine
Herren ...*



... sieht meine Frau nicht reizend aus?
Das ist kein Wunder,
denn ihr Make-up beginnt
mit einer guten Seife.
Und darauf kommt es schließlich an.
Übrigens, wir bevorzugen **RIWA** Seife

KONSUM-SEIFENFABRIK RIESA

Gut gemacht, Peter!

„Nichts los heute“, sagt Stabsgefreiter Peter Sticklies, Postenfürer in einer Grenzkompagnie, zu seinem Posten. Er nimmt dabei das Doppelglas von den Augen, mit dem er heute schon zum x-ten Male den ihm zugewiesenen Abschnitt der Staatsgrenze unserer Republik vergeblich absuchte. Wie oft mag sich das schon wiederholt haben? Das hat der aufgeweckte blonde Junge nicht gezählt. Aber selbst wenn „nichts los“ ist, weiß Peter, daß er nicht vergeblich draußen steht. Sicherheit und Ruhe im Grenzabschnitt zu gewährleisten, darin besteht seine Aufgabe.

Als der gelernte Eisenbahner 1960 Grenzsoldat wurde, kam es ihm anfangs manchmal langweilig vor, täglich auf Streife zu gehen. Aber das änderte sich schnell, als er seinen ersten Grenzverletzer festnahm und die verschiedenartigsten Provokationen von westdeutscher Seite erlebte, denen unsere Grenzsoldaten fast täglich ausgesetzt sind. Das schärfte seinen Blick, und er nahm seinen Dienst an der Grenze ernster, verantwortungsbewußter.

Mit der Dienstfreudigkeit wuchsen auch Peters militärische Fähigkeiten. Von einem Hundeführerlehrgang kehrte er mit guten Ergebnissen in die Kompanie zurück. Seinem „Rolf“ widmete er seitdem manche freie Stunde. Bald vertrauten ihm die Vorgesetzten die verantwortungsvolle Aufgabe als Postenfürer an. Wenn er heute einer der Besten ist, dann vor allem durch seinen persönlichen Fleiß und seine reichen Erfahrungen im Grenzdienst. Sieben Grenzverletzer nahm Peter bisher fest. Dabei bewies er immer sein gutes militärisches Können. „Hinter jedem Grenzverletzer kann sich ein

Provokateur verbergen“, lautet sein Grundsatz, nach dem er handelt. Schnelles Erfassen der Lage, klare Befehlsgabe und entschlossenes Handeln zeichnen den 20jährigen Parteikandidaten beim Grenzdienst aus. Für seine guten Leistungen beim Schutz der Staatsgrenze unserer Republik wurde er deshalb vorzeitig zum Stabsgefreiten befördert, erhielt die Medaille „Für vorbildlichen Grenzdienst“ sowie die „Artur-Becker-Medaille“.

Der Kompaniechef lobt besonders Peters ständige Einsatzbereitschaft und Dienstfreudigkeit: „Er bereitet sich sorgfältig auf jede Streife vor und versieht seinen Dienst gleichbleibend gut. In diesem Sinne erzieht er auch seine Posten. Vor Dienstantritt weist er sie gründlich in ihre Aufgaben ein und fordert von ihnen, seine Befehle und die Vorschriften streng zu befolgen. Dabei achtet er besonders darauf, daß sie sich in jeder Situation taktisch richtig verhalten und das Gelände geschickt ausnutzen.“

Von Peters reichen Erfahrungen im Grenzdienst profitiert die gesamte Kompanie. Der Kompanieleitung machte er schon manchen brauchbaren Vorschlag, wie der Posteneinsatz und die Sicherungsanlagen verbessert werden können. Den jungen Grenzsoldaten hilft er in kameradschaftlicher Weise, sich schnell in ihre Aufgaben und das Leben der Grenzkompagnie hineinzufinden. Ihnen gefällt vor allem seine schlichte, lebhaftige Art, wie er ihnen seine Erlebnisse an der Grenze erzählt und ihnen dabei wertvolle Erfahrungen vermittelt. Peter macht das, weil er weiß, daß die jungen Genossen diese Erfahrungen brauchen, um daraus für ihre eigene Arbeit zu lernen.

In seinem Abschnitt fühlt sich Peter als Postenfürer für die Sicherheit der Staatsgrenze voll verantwortlich. Er sieht darin nicht nur eine selbstverständliche militärische Pflicht, sondern eine politische Kampfaufgabe. „Jeder Grenzverletzer verstößt gegen die Gesetze unserer Republik“, sagt er. „Da können wir, die die Unantastbarkeit der Grenze zu garantieren haben, keinerlei Nachlässigkeiten zulassen. Vor allem nicht gegen Provokationen, wie wir sie von westdeutscher Seite oft genug erleben müssen. Der Mord an unserem Hauptmann Rudi Arnstadt zeigte klar, was der Bundesgrenzschutz mit diesen Provokationen erreichen will. Unsere Antwort darauf kann deshalb nur lauten: noch höhere Einsatzbereitschaft und Wachsamkeit!“

Peters Vater, der beim Rat des Kreises Naumburg/S. arbeitet und lange Jahre der Partei der Arbeiterklasse angehört, erfuhr von Peters Auszeichnung erst durch einen Brief von Peters Vorgesetzten. „... beglückwünschen wir Sie zu den ausgezeichneten Leistungen Ihres Sohnes Peter beim Schutz der Staatsgrenze unserer Republik“, hieß es darin. Wenige Tage später hat Peter nicht schlecht gestaunt, daß ihm der Vater im Brief gratulierte. „Das hast Du gut gemacht, Peter!“ schrieb Vater Sticklies. „Mach weiter so!“

R. Dressel



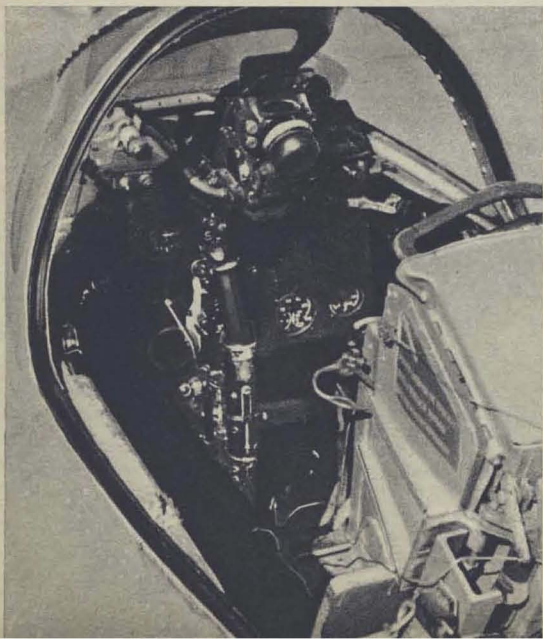


Silberpfeil MiG 17

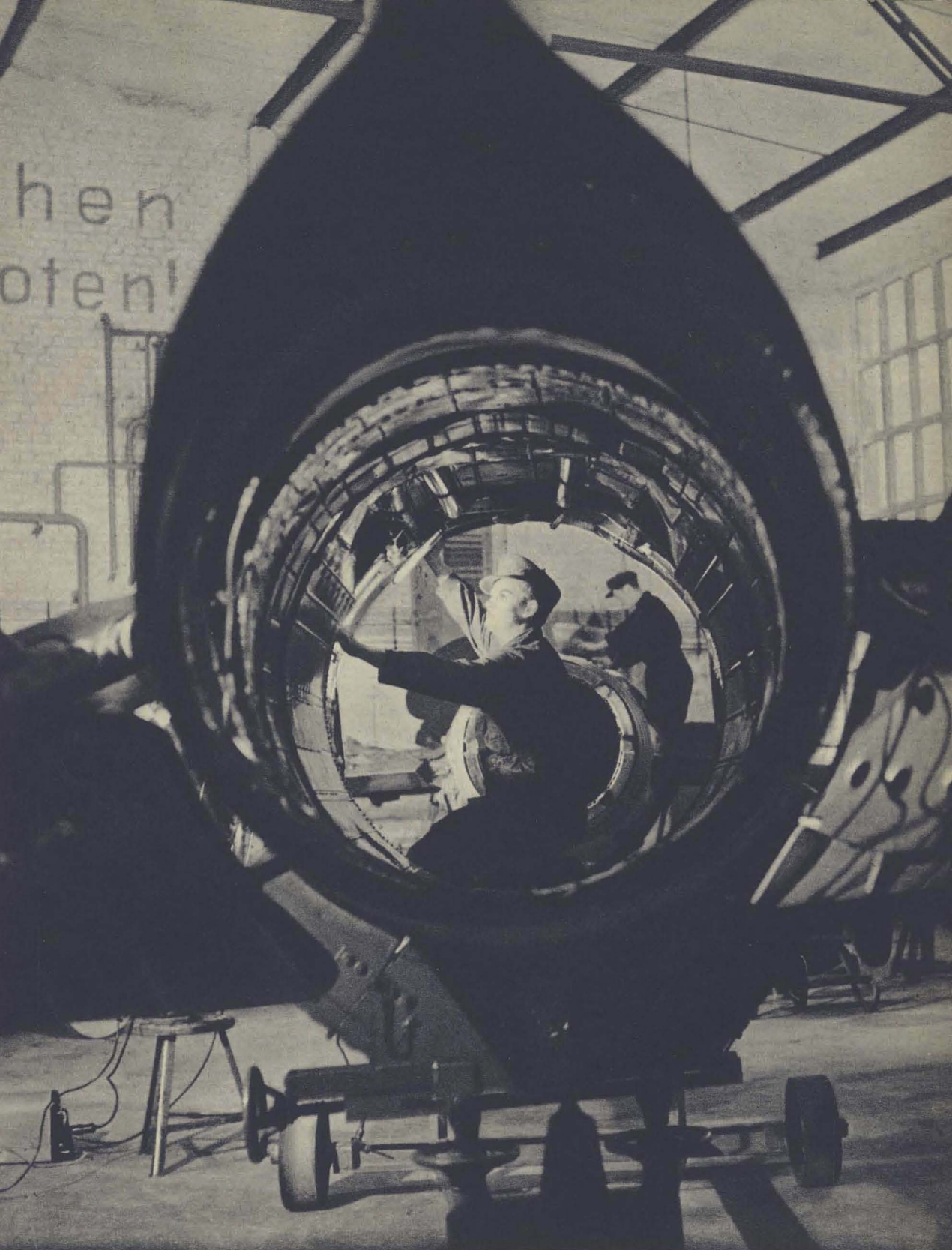
Man hört sie hoch im Blau pfeifen und orgeln, und oft verraten nur ihre Kondensstreifen wo sie gerade fliegt. Pfeilschnell, silbrig in der Sonne glänzend jagt sie dahin — die MiG 17, das Jagdflugzeug aus der bekannten MiG-Baureihe. Es setzt die Tradition der Überlegenheit der sowjetischen Jagdflugzeuge gegenüber denen der imperialistischen Luftarmeen erfolgreich fort. Schon ihre Vorgängerin, die berühmte MiG 15, hat in den Luftkämpfen des Koreakrieges ihre Überlegenheit gegenüber den amerikanischen Jägern bewiesen. Durch ihre meisterlich gelöste Konstruktion der Pfeilflügel und die hervorragende Leichtbauweise hat sie Flug- und Kampfeigenschaften, an welche die westlichen Typen nicht herankamen. Als weitere Verbesserungen an der MiG 15, um den erforderlichen technischen Stand zu wahren, nicht mehr möglich waren, wurde es erforderlich einen neuen Jagdflugzeugtyp zu schaffen. So ging die



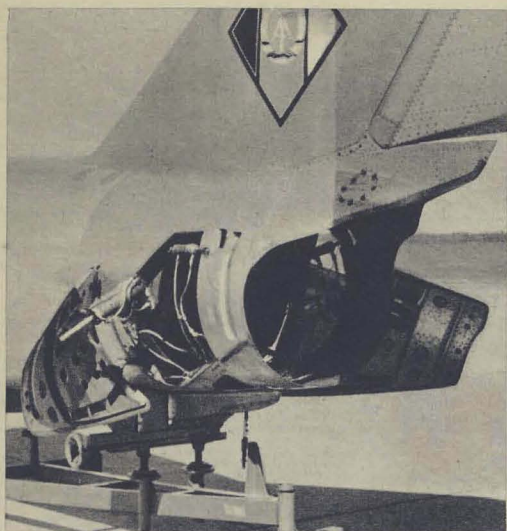
Die MiG 17 einmal anders. Für Wartungsarbeiten am Triebwerk wurde das Rumpfhinterteil abgezogen. Es handelt sich hier um die Version 17 F, die von den Piloten unserer Luftstreitkräfte geflogen wird.



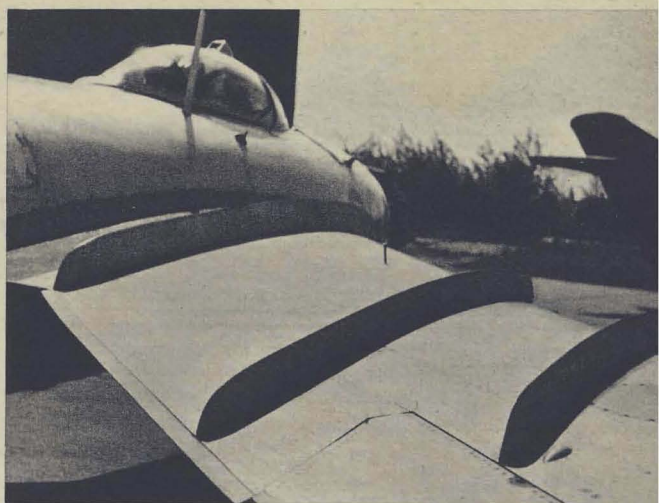
◀ Blick in die einsitzige Kabine. Auf engstem Raum ist eine Vielzahl von Instrumenten untergebracht.



Die Techniker und Mechaniker, wahre Meister ihres Fachs, sind ständig am Wirken, soll das moderne Flugzeug immer einsatzbereit sein. In der weiten Halle herrscht immer Hochbetrieb.



Anordnung der Bremsklappen am Rumpfhinterteil (gezogen).



Grenzschichtzäune auf dem rechten Tragflügel. Sie dienen der Verbesserung der Auftriebeigenschaften bei Flügen mit geringer Geschwindigkeit.

MiG 17, die auch von den Piloten unserer Luftstreitkräfte geflogen wird, in Serie. Überall, wo sie eingesetzt wurde, ob als Abfang-, Allwetterjäger oder Jagdbomber, bewährte sie sich hervorragend. In ihren Abmessungen ist sie nicht wesentlich größer als die MiG 15. Wie diese hat sie die Vorteile der niedrigen Startmasse von 5340 kg. Allein diese beiden Eigenschaften sind entscheidend für den Einsatz eines Jagdflugzeuges auf provisorisch ausgebauten Frontflugplätzen. Daraus ergibt sich für die MiG 17 eine Startstrecke von 1350 m bis zu 25 m Höhe. Der in Leichtbauweise hergestellte Halbschalen-Ganzmetallrumpf kann am Hauptspant getrennt werden. Dadurch ist das Triebwerk bei abgezogenem Rumpfhinterteil für größere Wartungsarbeiten freizugänglich. Das Rumpfheck trägt ein hochaufragendes gepfeiltes Seitenleitwerk, an dem das ebenfalls gepfeilte Höhenleitwerk befestigt ist. Zur Unterstützung der Flugmanöver sind am Heck zwei hydraulisch auszufahrende Bremsklappen angebracht.

Das Dreipunktfahrwerk, bestehend aus einem Bugrad und zwei pneumatisch bremsbaren Laufrädern, wird hydraulisch ein- und ausgefahren. Die Tragflügel sind in Schalenbauweise mit einer Pfeilung von 45° und einem V-Winkel von -3° gefertigt und können vom Rumpf gelöst werden. Zur Verbesserung der Start- und Landeeigenschaften sind hydraulisch betätigte Landeklappen angebracht. Zur Erleichterung für den Flugzeugführer werden die auf die Querruder übertragenen Kräfte hydraulisch verstärkt. Da alle Ruder aerodynamisch und massenmäßig ausgeglichen sind, behält das Flugzeug auch im schallnahen Geschwindigkeitsbereich seine guten Flugeigenschaften bei, d. h., die Flattersicherheit ist gewährleistet. Das maximal ca. 3380 kp Schubkraft liefernde Turbinen-Luftstrahl-Triebwerk verleiht der MiG in 3000 m Höhe eine maximale Geschwindigkeit von 1145 km/h und ermöglicht eine Dienstgipfelhöhe von 16 600 m. Gesteuert wird die MiG aus einer einsitzigen, druckdichten, modern instrumentierten Kabine, die der Flugzeugführer bei Gefahr mit dem Katapultsitz verlassen kann.

Zur Ausrüstung gehören u. a.: UKW-Sprechanlage, Funkpeilanlage, Funkhöhenmesser und Markierungsempfänger. Diese Geräte ermöglichen Blind- und Nachtflüge sowie Landungen auch unter schwierigen Witterungsbedingungen. Bewaffnet ist das Flugzeug mit einer 37 mm- und zwei 23 mm-Kanonen, die mit einem automatischen Kreiselsvisier und einem Funkentfernungsmesser gekoppelt sind.

Lebelt/Fischer

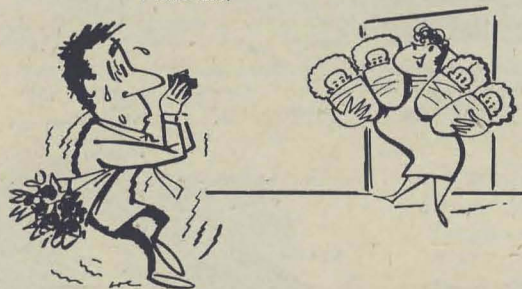


Ansicht der MiG von vorn. Wir sehen den Ansaugschacht, das Bugrad und die Kanonenbewaffnung.



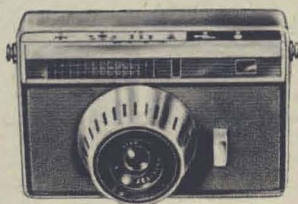
Trotz einer solchen Überraschung...

ein richtig belichtetes und gestochen scharfes Foto zu schaffen — das ist nur mit der PRAKTI möglich, einer vollautomatischen Kleinbildkamera 24x36 mm.



- Die Universalprogrammsteuerung in Verbindung mit der Belichtungsautomatik übernimmt die Einstellung von Zeit, Blende und Entfernung
- Ein Motivregister mit sechs Motivgruppen erschließt den üblichen Aufnahmebereich
- Filmtransport und Verschußspannen erfolgen ebenfalls vollautomatisch
- Als Objektiv findet das Hochleistungsobjektiv Meyer Domiton Verwendung
- Der Fernrohrsucher mit einem großen, hellen und brillanten Sucherbild gibt einen scharf begrenzten Bildausschnitt an
- Die PRAKTI verfügt weiterhin über Rückspul-kurbel, automatische Bildzähluhr, Blitzsynchronisation und Drahtauslöseranschluß
- Das moderne Gehäuse mit farbigem Bezug unterstreicht seinerseits die Neuartigkeit dieser Kamera

P R A K T I

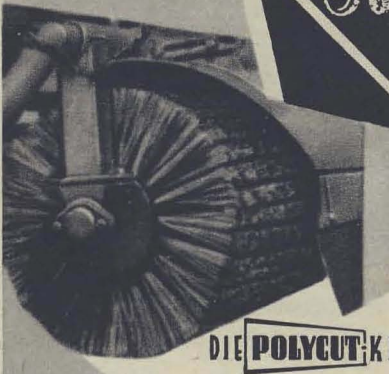


PREIS
DM 580,-

VEB KAMERA- UND KINOWERKE DRESDEN



POLYCUT
KEHRWALZET 934
ZUM GERÄTETRÄGER RS-09



DIE POLYCUT-KEHRWALZE

ist ein Teil zum Anbaugerät des RS-09 und hat sich bei der Reinigung der Offenställe hervorragend bewährt.

RHODIUS SCHMEDDING & Co. K-G
FRIEDRICHRODA/THÜR. RUF 331

Würze
Gekörnte Brühe
Soßenwürfel

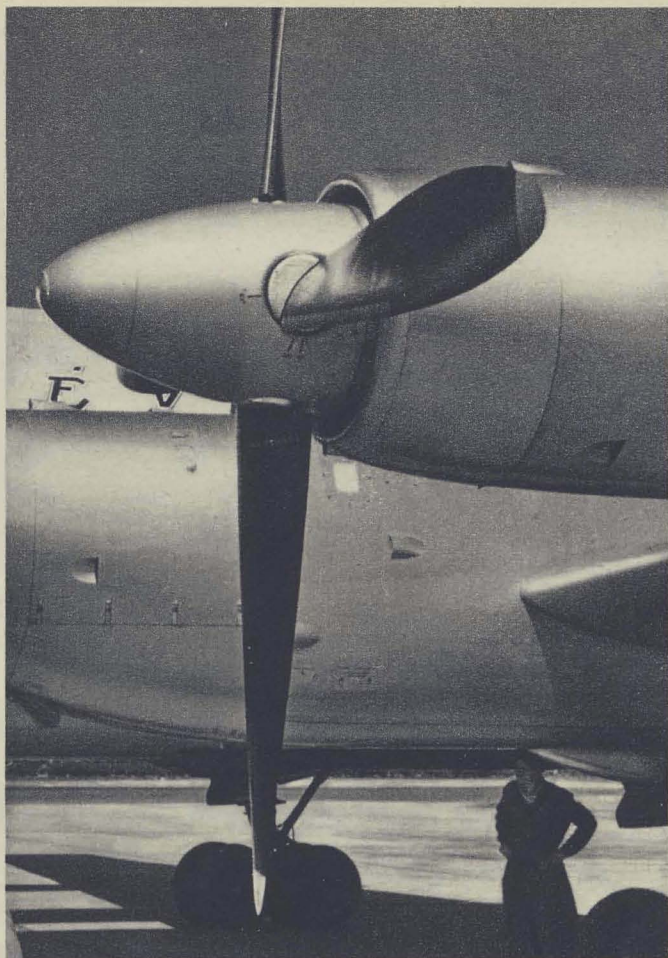
BINO

delikat
und würzig



VEB
EKB BITTERFELD
BINO

*Mit Motor
geht's besser...*



Zuverlässige Motoren bringen uns heute schnell und bequem ans Ziel . . . Aber wie sieht es beim täglichen Rasieren aus? – Hier wäre es doch auch an der Zeit, einem tüchtigen Motor zu vertrauen und die Rasierinstrumente von gestern endlich beiseite zu legen.

Mit dem Komet-Elektorasierer TR 5 geht das tägliche Rasieren viel leichter, besser und schneller. Kratzer, Seifenflecken und andere Ärgernisse gehören dann der Vergangenheit an.

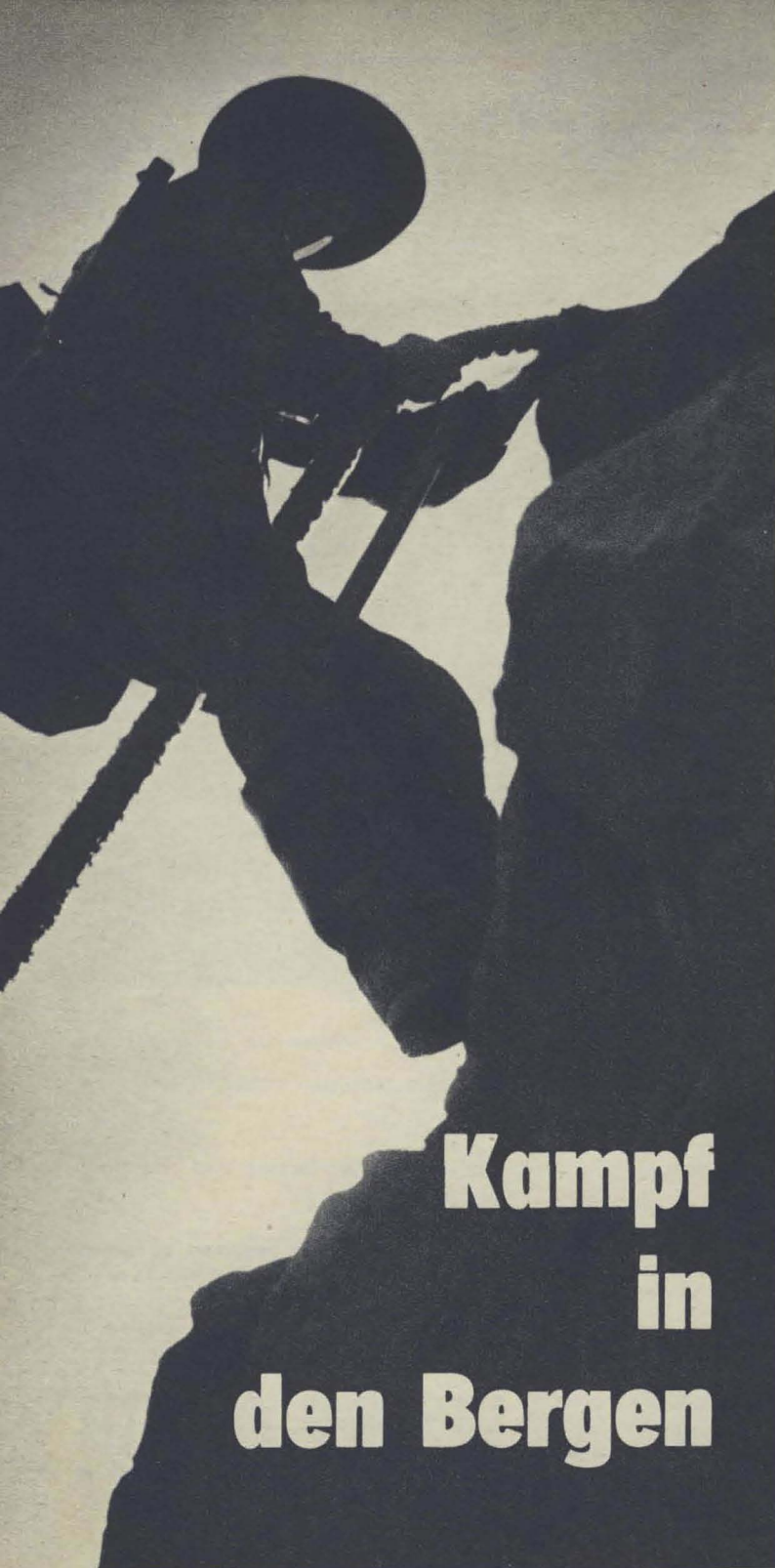
Das hautschonende Trockenrasieren mit dem modernen Komet TR 5 wird Ihnen bestimmt zu einer angenehmen Gewohnheit werden. Probieren Sie es doch einmal!



KOMET-ELEKTORASIERER TR 5

Drei praktische Betriebsmöglichkeiten:
Netzanschluß, Autoanschluß und Batteriebetrieb
(mit Batterieaufladegerät)





Kampf in den Bergen

Steile Felswände versperren den Weg. Jetzt müssen die erfahrensten Bergsteiger an die Spitze der Kolonne. Jeden kleinen Felsvorsprung, jede Spalte gilt es auszunutzen — doch Vorsicht ist geboten, kein Stein darf sich lösen und hinabstürzen.

In einer Einheit

sowjetischer

Gebirgstruppen

Am Fuße der Berge, deren schneebedeckte Gipfel in den Himmel ragen, breitet sich ein grünes Tal aus. Mitten hindurch strömt ein reißender Fluß, sich aus der engen Schlucht seine Bahn brechend.

Gern erfreut sich der Mensch an der einmaligen Schönheit einer solchen Berglandschaft. Aber den Soldaten ist jetzt nicht danach zumute. Sie haben ihre Kampfaufgabe zu erfüllen, die Oberfeldwebel Nikolai Shurawlew ihnen stellte:

„Der ‚Gegner‘ hat sich an einem der schwarzen zerklüfteten Felsen festgesetzt. Seine Feuerpunkte sind zu erkunden und zu vernichten.“

Shurawlew schaut prüfend auf die Soldaten, auf ihre sonnenverbrannten, wettergebräunten Gesichter. Es wird für diese Männer sehr schwer werden, die Aufgabe zu erfüllen. Doch nicht umsonst hat er sie beharrlich auf den Kampf im Gebirge vorbereitet, mit ihnen das Überwinden verschiedener Hindernisse geübt, ihnen Gewandtheit und alpine Erfahrung vermittelt. Oberstleutnant Suworow



Reißende Gebirgsflüsse zu durchwaten ist gefährlich. Die Strömung wirft den Menschen um und schleudert ihn auf die scharfkantigen Steine. Doch auch das Hinüberhangeln an einem Seil will gelernt sein.



Nach den Strapazen des „Kampfes“ im Gebirge ist die Ruhepause wohlverdient.



Der ‚Gegner‘ befindet sich in einer vorteilhafteren Position. Er liegt höher und ist gut getarnt. Bevor seine Felsenstellung gestürmt werden kann, müssen die Scharfschützen seine Feuerpunkte ausschalten.

Endlich geht es wieder ein Stückchen abwärts. In dieser Höhe ist die Atmosphäre schon merklich dünner, und jede Bewegung fällt schwer. Noch dazu, wenn die Sonne unbarmherzig hernieder brennt.

GEHILFEN

der Kampfpanzer

Nachdem wir uns im letzten Heft mit den Pionierpanzern, Brückenlegern und anderen Gehilfen der Kampfpanzer bekannt machten, wollen wir diesmal die Gattungen Minenräumpanzer sowie Berge- und Instandsetzungspanzer kennenlernen.

Minenräumpanzer nehmen innerhalb der Spezialpanzer eine Sonderstellung ein, denn es handelt sich bei ihnen in der Regel nicht um besonders zu diesem Zweck veränderte Fahrzeuge. Vielmehr sind es Panzer (zumeist mittlere, seltener leichte), die mit einem Minenräumgerät ausgestattet werden.

Die Minenräumgeräte sind in erster Linie zum Schaffen von Gassen in Panzerminenfeldern vorgesehen. Sie sollen den angreifenden Panzern und Schützen den Weg in das gegnerische Verteidigungssystem freimachen.

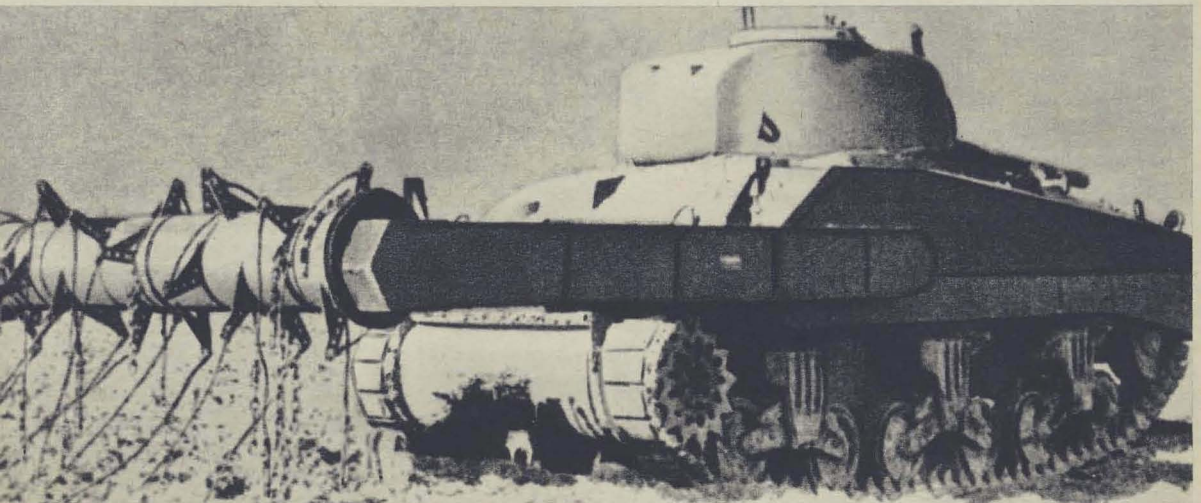
Ihrer Arbeitsweise nach unterscheiden wir drei Arten von Räumgeräten:

- **Rollengeräte**
- **Messergeräte**
- **Schlaggeräte**

Die am Bug der Panzer angebrachten Rollengeräte können vom Fahrzeug entweder angetrieben oder aber nur einfach geschoben werden. Sie weisen Gewichte von rund 15 bis 40 Mp auf, da sie ja auf die für hohe Drücke berechneten Panzerminen wirken müssen, und sind, je nach Konstruktion, in der Lage, Fahrspuren oder Gassen bis zu 5 m Breite zu schaffen.

Die Vorteile des Rollengeräts liegen vor allem in der guten Anpassungsfähigkeit an den Boden sowie in der relativen Unempfindlichkeit gegenüber Minendetonationen. Seine Nachteile bestehen darin, daß der Panzer zum Transport große Kräfte aufbringen muß, wodurch seine Manövrierfähigkeit herabgesetzt und seine Antriebsaggregate vorzeitigem Verschleiß ausgesetzt werden. Außerdem kann der Panzer durch Minen, die gegen Räumgeräte gesichert sind, beschädigt werden.

Messergeräte beseitigen Minen, indem sie diese auspflügen und durch besondere Abweiser zur Seite schaffen. Auf diese Weise wird verhindert, daß die ausgepflügten Minen den Räumpanzern noch gefährlich werden können. Messergeräte sind natürlich weit leichter als Rollengeräte. Sie sind zudem in der Lage, auch die gegen Räumgeräte gesicher-



Englischer Minenräumpanzer älteren Typs mit Schlaggerät



Die Minenräumpanzer der sozialistischen Armeen, hier der T-54 beim Schaffen einer Gasse, vereinen in sich die hohen Eigenschaften des Kampfpanzers mit den Vorteilen moderner Räumgeräte

ten Minen zu beseitigen. Andererseits sind die einzelnen Schneidezähne des Messers relativ empfindlich gegen detonierende Minen und müssen oft ausgewechselt werden. Auch machen Bodenunebenheiten den erfolgreichen Einsatz von Messergeräten mitunter fragwürdig, denn, wenn man das Messer auch absenken kann, bleibt doch die Gefahr, daß Minen liegenbleiben.

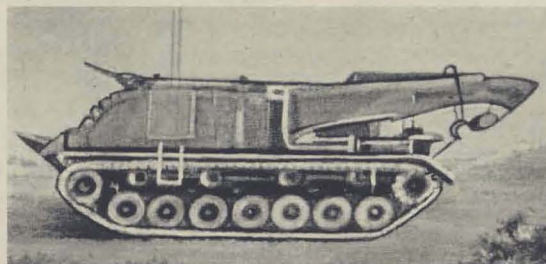
Die Schlaggeräte schließlich beseitigen Minen, indem ihre rotierenden Ketten auf den Boden schlagen und die in ihm befindlichen Minen zur Detonation bringen. Die Ketten sind auf einer Trommel angebracht, die entweder durch das Fahrzeug selbst über eine Übersetzung oder aber durch Zusatzmotoren angetrieben wird.

Auch hier liegt der Vorteil in dem niedrigen Gewicht des Geräts. Wenn diese Minenräumgeräte dennoch allmählich aus der Ausrüstung der Armeen gezogen werden, so deshalb, weil hier die Nachteile noch weit stärker zum Vorschein kommen. Die Ketten werden durch Minendetonationen häufig zerstört. Schon dadurch können Minen liegenbleiben. Gegen Räumgeräte gesicherte Minen werden nicht beseitigt. Außerdem entwickeln die Ketten bei trockenem Wetter derartig starken Staub, daß die Sicht für die Besatzung des Räumfahrzeuges oftmals völlig verlorengeht.

Wenn wir nun einen Vergleich zwischen allen drei Gerätearten treffen, so können wir feststellen, daß die Rollengeräte den heutigen Bedingungen am besten entsprechen. (Fortsetzung auf Seite 71)



M 48 mit Rollengerät



Amerikanischer Bergepanzer mit Kran

NACH DIENST in der BASTELECKE

Die Bearbeitung von Blech

Die Bearbeitung von Blech erfordert schon einige Grundkenntnisse. Man kann nicht wie bei dem Holz mit einem Taschenmesser Span für Span abnehmen oder mit einem einfachen Klebstoff Flächen zusammenkleben.

Unser Werkzeug ist von „härterer Art“.

Zum Anreißen von Flächen oder anderen Rissen gebrauchen wir die Reißnadel, zum Markieren von Punkten für eine Bohrung den Körner. Bleistiftstriche verschwinden auf dem Blech und verwischen.

Sollen runde oder ovale Flächen gefeilt werden, so schneidet man sich aus Pappe eine genaue Schablone, nach der die Krümmungen angerissen werden (Abb. 1). Feilen wir gerade Flächen im Schraubstock, so spannen wir das Blech zwischen zwei Brettchen ein, wobei der Riß genau mit der Oberkante der Brettchen übereinstimmen muß. Unsere Feile hat so eine gute Auflage (Abb. 2).

Rechtwinklige Ecken können sofort über den Schraubstock gezogen werden. Anders sind verschiedene Winkel zu biegen. Hier empfiehlt es sich, vorher aus Holz eine Zulage zu schneiden, bei der die Hirnkante (Schnittfläche) mit der Längskante den gewünschten Winkel bildet. Die Hirnkante bildet gleichzeitig die Biegefläche. Das Biegen von runden Kanten geschieht genauso. Auch hier ist wieder auf die Hirnkante zu achten (Abb. 3).

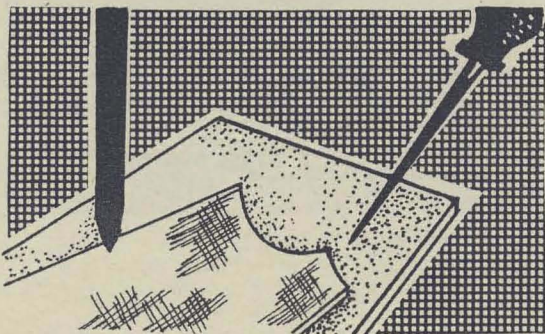


Abbildung 1

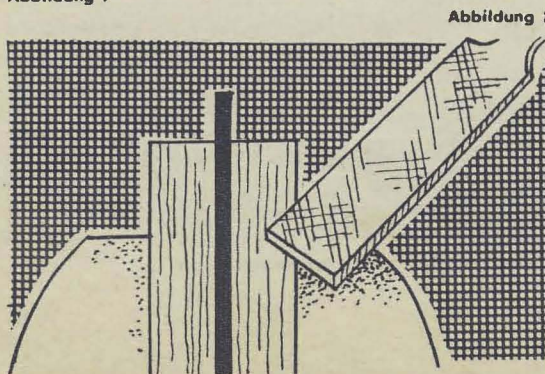


Abbildung 2

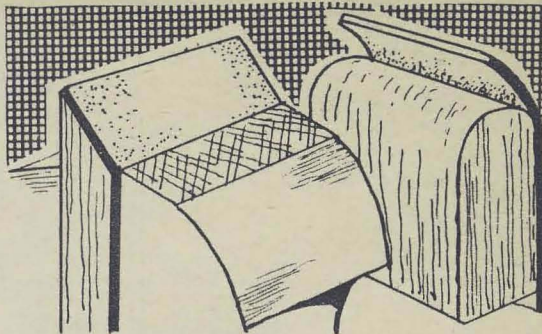


Abbildung 3

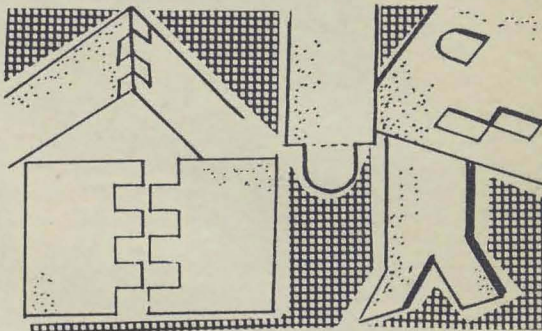


Abbildung 4

Verbindungen zwischen zwei Flächen oder Streifen aus Blech kann man auf verschiedene Weise ausführen. Die einfachsten Verbindungen sollen hier gezeigt werden. Da sind zunächst die Fingerzapfen:

Der Blechstreifen wird eingeschnitten und durch einen in das andere Blechstück gestemmten Schlitz geschoben. Beide Fingerzapfen werden dann umgebogen (Abb. 4). Man kann beidseitig eine Ecke stehen lassen, so daß noch ein Anschlag entsteht.

Der einfache Zapfen wird genauso hergestellt.

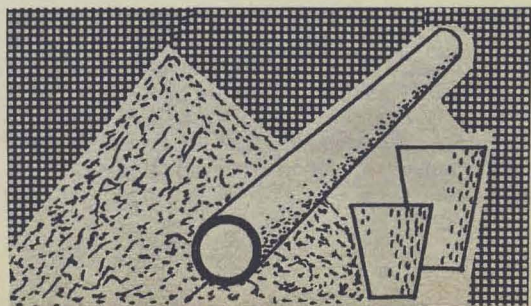
Eine Zinkung aus Blechmaterial (ähnlich einer Holz-zinkung) hält ebenfalls die Ecken zusammen. Hierbei werden versetzt kleine Ecken ausgeschnitten und nach dem Zusammenfügen beider Bleche umgebogen.

Diese Hinweise sind selbstverständlich zunächst nur für kleinere Bastelarbeiten in Blech wie einfache Modelle, Leuchter, Aschbecher usw. gedacht; doch auch der erfahrenere Bastler kann auf sie nicht verzichten, weil sie Grundkenntnisse darstellen, die man auch beim Bau von anspruchsvollen Modellen benötigt.

PEWE

Kleine Kniffe

Rohre die gebogen werden sollen, brechen oft bei dem sogenannten kalten Biegen. Das kann man verhindern, wenn man das Rohr fest mit Sand füllt, verschleißt und dann biegt.



Gehilfen der Kampfpanzer

(Fortsetzung von Seite 69)

Berge- und Instandsetzungs-panzer sind in allen modernen Armeen vorhanden. In den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg hat die Mechanisierung der Armeen ungeheure Ausmaße angenommen. Die Landstreitkräfte verfügen über starke Panzertruppen, ihre Artillerie besitzt durchweg motorisierte Zugmittel, und die Schützenverbände sind voll motorisiert.

Eine so umfangreiche Kampftechnik verlangt logischerweise auch ein dementsprechendes Bergungs- und Instandsetzungs-System.

Bergepanzer sind in der Mehrzahl in der Lage, bestimmte Instandsetzungsarbeiten auszuführen. Auch sie entstanden aus den Panzern. Der Turm ist in den meisten Fällen abgenommen worden; jedoch tragen einige Fahrzeuge Kanonenattrappen. An Bewaffnung sind in der Regel MG vorhanden; einige Typen besitzen auch Granatwerfer oder rückstoßfreie Geschütze.

Die Hauptbewaffnung, wenn man so sagen darf, besteht aus Kränen, hydraulischen Hebebäumen und Winden, diversen Werkzeugsätzen, Geräten und Ersatzteilen. Des weiteren sind Abschleppvorrichtungen und oftmals auch Räumschare vorhanden. Der zum Normaltyp gehörende Motor ist bei einigen Fahrzeugen durch einen stärkeren ersetzt worden. Welchen Vorteil das hat, wird klar, wenn man bedenkt, daß die Bergepanzer ihre schwere Last auch durch schwieriges Gelände schleppen müssen. Je nach Konstruktion vermögen sie Lasten von 20 bis 60 Mp zu bewältigen. Sehen wir uns nun den Einsatz dieser Fahrzeuge etwas näher an.

Abgesehen vom Abschleppen defekt gewordener Panzer, können umgekippte wieder aufgestellt, in Gräben und Sümpfen steckengebliebene herausgezogen und nicht mehr lenkbare in angehobenem Zustand abgeschleppt werden. Besitzen die Bergepanzer Räumschare, so kann das Freimachen der zu bergenden Fahrzeuge entsprechend erleichtert werden. Instandsetzungsarbeiten geringeren Ausmaßes werden gewöhnlich an Ort und Stelle erledigt. Auf Instandsetzungspunkten dienen Bergepanzer zum Montieren beziehungsweise Demontieren von Teilen und zu anderen technischen Arbeiten. Zu erwähnen sind hier noch Bergepanzer, die speziell für die Bergung von Schwimmpanzern oder -SPW ausgelegt sind. Sie können, abgedichtet und mit entsprechendem Aufbau versehen, bis zu 3 m tief ins Wasser fahren, verfügen über Taucherausrüstungen und evakuieren gesunkene Fahrzeuge. Unsere Betrachtung über die Gehilfen der Kampfpanzer soll nicht ausklingen ohne die notwendige Bemerkung, daß die sozialistischen Armeen nicht nur über hervorragende Kampf- und Schwimmpanzer verfügen, sondern auf der Basis dieser Typen (T-34, T-54) auch Brückenlege-, Räum- und andere Spezialpanzer einsetzen.

Auf dem Kutusow-Prospekt entstand in den letzten Monaten ein neues Gebäude, das bereits durch seine Form den Blick des Moskauer Reisenden anzieht. Es wurde anlässlich des 150. Jahrestages des Vaterländischen Krieges gegen die napoleonischen Eroberer eingeweiht, ist fast 30 Meter hoch und mit Glas, Marmor und Keramik verkleidet. Sein oberer, zentraler Saal mit einem Durchmesser von 40 Metern beherbergt fortan das Panorama-Gemälde „Die Borodiner Schlacht“.

Die Schlacht bei Borodino hatte vor 150 Jahren den Untergang der Armee Napoleons in Rußland eingeleitet. Der bedeutende russische Schlachtenmaler F. Rubo hatte bereits vor der Revolution die entscheidenden Momente dieser Schlacht lebensecht und von Patriotismus erfüllt dargestellt. Sein

Aus aller Welt

Moskaus neue Sehenswürdigkeit: das Panorama „Die Borodiner Schlacht“

Gemälde war 115 Meter lang, 15 Meter hoch und wog 3 Tonnen. Der Künstler hatte 1 1/2 Jahre daran gearbeitet.

1912, anlässlich des 100. Jahrestages des Vaterländischen Krieges, war das Gemälde erstmalig gezeigt worden. Für seine ständige Aufstellung besaß der zaristische Staat aber weder ein Gebäude noch Geld zum Bau. Deshalb wurde das Gemälde konserviert und in einen Erdwall geworfen. Später brachte man es von Ort zu Ort, wobei es nicht immer in sorgsame Hände fiel. Große Teile verdarben, u. a. der ganze Himmel. Ein Teil von 55 qm ging verloren.

1949 begann auf Beschluß der Sowjetregierung die Restauration. Anstelle der zerstörten Teile wurde eine neue Leinwand angefügt und darauf die alten Farbschichten, zum Teil erneuert, übertragen. Heute ist selbst dem scharfen Auge der Schnitt von 115 Meter Länge nicht mehr erkennbar. Der verlorengegangene Teil des Gemäldes, von dem weder Fotos noch Skizzen vorlagen, wurde neu gemalt. Über seinen Inhalt entschied eine Kommission.

Wenn in der Literatur das unübertroffene Denkmal für den Vaterländischen Krieg des russischen, ukrainischen und bjelorusischen Volkes gegen Napoleon „Krieg und Frieden“ von Tolstoi ist, so nimmt in der bildenden Kunst mit Recht das Gemälde „Die Borodiner Schlacht“ diesen Platz ein. Heute hat es den ihm gebührenden Ehrenplatz erhalten. Hier zeigt es allen Besuchern, mit welcher Beharrlichkeit und mit welchem Enthusiasmus russische Soldaten kämpfen können.

Annelie und Andrew Thorndike: Das russische Wunder

Eigentlich sollte es nur ein Film werden, ein Dokumentarfilm über die Sowjetunion, und nun liegt – ein Nebenprodukt sozusagen – als erstes sichtbares Ergebnis dieser Riesenarbeit ein Buch vor. 45 Jahre Sowjetmacht in Bildern; 450 Seiten Fotografien, die bisher äußerst selten

volution wurde nur gestreift, die Jahre 1931 bis 1961 und mit ihnen der Große Vaterländische Krieg sind ausgeklammert. Das wären neue Bücher gewesen, noch mehr Filmkilometer. Aber der große Sprung nach vorn wurde so erst richtig sichtbar. Beleuchtet wird gewissermaßen der Alltag russischer Menschen, erhellt wird das Einst und das Jetzt, das Woher und das Wohin. Bilanz wird gezogen, Bilanz in Bildern.

Unfaßbar schwer war für diese Menschen dieses „Woher“. Da war der Zar mit seiner Kamarrilla, von Beruf „Herrscher über ganz Rußland“, mit der Hauptbeschäftigung „Herr der russischen Erde“, wie er seine Personenstandskarte selbst ausfüllte. Was er wirklich war und tat, auch darüber gibt das Buch Auskunft. Und sonst? Sonst war nichts als maßloses Elend, als Hunger, Unwissenheit und Fron. Der Hakenpflug ritzte nur die fruchtbare russische Erde, die weniger hervorbrachte, als nötig war, die Bauern sattzumachen, schwerste Arbeit lastete auf den Menschen. Eindringlich berichten die Bilder von den Ketten, die das Volk knebeln. Wir sehen die Menschen in den Sielen, sehen, wie sie hausen müssen, sehen sie auf dem Weg nach Sibirien, in die Zwangsarbeit, sehen die Toten der Goldfelder an der Lena. Sehen das Woher.

Und dann der schwere Anfang! Die Welt des Kapitals fiel her über den jungen Staat derer, die die Macht dieses Kapitals gebändigt und gebrochen hatten. Grausam war diese Prüfung, aber – sie wurde bestanden. Auf das Entbehrliche mußten die Menschen sowieso verzichten, weil sie oft das Allernotwendigste nicht hatten. Aber sie wußten den Weg, sie

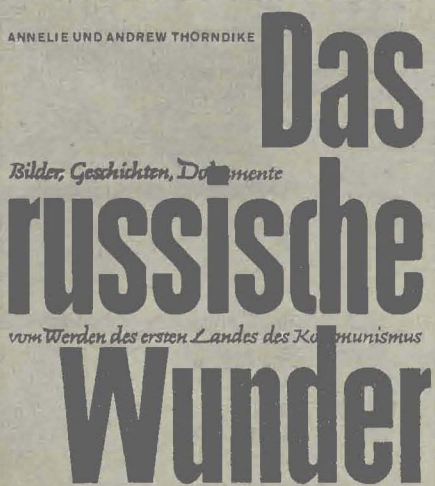
kannten das Ziel – Kommunismus. Und das ist das Wunder, das diese Menschen vollbrachten, dargestellt in einem wunderbaren Buch. In den Bildern kann man lesen, der Text erweitert das Blickfeld, die vielen Zahlen und statistischen Angaben machen es überdeutlich; es ist vollbracht. Der Mensch ist frei.

Viele einzelne Abbildungen ergeben das Gesamtbild, zusammenhängende Bildfolgen bringen uns dem Einzelnen näher, machen uns mit seinem Schicksal vertraut, daß das Schicksal seines Landes ist. Vorgestern Analphabeten, gestern Lernende lehren sie heute der Welt, wie man zu den Sternen fliegt.

Mit verhärmten, abgearbeiteten Bauern begann es, es endet mit dem Atomeisbrecher „Lenin“ und mit Juri Gagarin. Endet es? Nein es geht weiter, immer weiter. Das ist die Zuversicht, die das Buch verleiht, ist die Gewißheit, die man behält, wenn man die Seiten des Buches durchblättert hat.

Ein Buch, das in jede Hand gehört, ein Buch in Bildern, mehr: Der Bericht vom Bau der neuen Welt. Claus

Kampf und Leid einfacher Rotarmisten während des faschistischen Überfalls auf die Sowjetunion besingt das „Lied vom Kriege“, eine große Fernsehproduktion von „Televidenje Leningrad“. Ljusa Fedotowa, die am Leningrader Konservatorium Gesang studiert, spielt eine der Hauptrollen.



Verlag Kultur und Fortschritt,
464 Seiten. Ganzleinen,
18.80 DM

veröffentlicht wurden, 450 Seiten Dokumente, denn diese Aufnahmen sind Dokumentation geworden. Zeugnisse eines Wunders, des russischen Wunders. Und dieses Wunder haben Menschen vollbracht, diese Menschen, denen wir auf den Seiten dieses Buches begegnen.

Wie beginnen? Wo enden? Vor dieser Frage standen nicht nur die Thorndikes. 200 km Film, 4000 Aufnahmen bildeten das Rohmaterial, aus dem sie schöpften. Dabei mieden sie klugerweise die Brennpunkte historischen Geschehens, die Re-



WIE WIRD MAN

STARK?

Oberleutnant Juri Wlassow, Verdienter Meister des Sports der UdSSR, Olympiasieger und Weltmeister im Gewichtheben, beantwortet Soldatenfragen

Vor mir liegt ein Stapel Briefe. Jeder enthält freundschaftliche Erfolgswünsche und Bitten um Erfahrungswerte; vor allem aber den leidenschaftlichen Wunsch der Absender, selbst stark zu werden und es ebenfalls zu Meisterehren zu bringen, wenn auch nicht im Weltmaßstab, so doch in ihrer Kompanie und ihrem Zug.

Ein Soldat, dem es an Kraft fehlt, hat es sehr schwer, ja, zuweilen ist es ihm geradezu unmöglich, in der Gefechtsausbildung und bei komplizierten Manövern voll und ganz seinen Mann zu stehen. Die Zeit des Wehrdienstes ist deshalb die denkbar geeignetste, um die eigene Körperkraft zu entwickeln und sich für das ganze Leben zu stählen.

Ich müßte Dutzende Seiten vollschreiben, wollte ich auf alle Detailfragen antworten. Und so werde ich einfach erzählen, wie ich begann, Sport zu treiben, mich zu stählen und meine Kraft zu entwickeln.

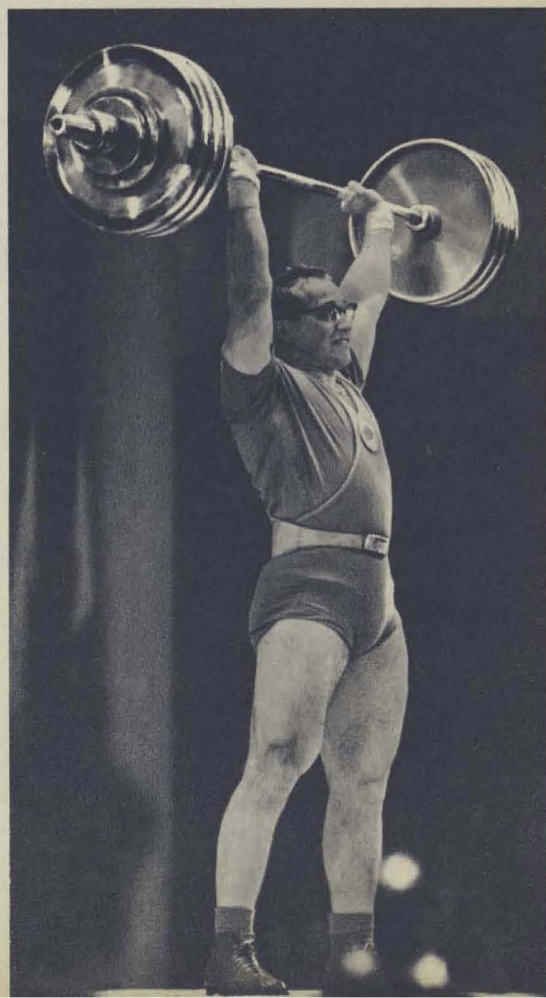
Seit meinem dreizehnten Lebensjahr treibe ich regelmäßig Sport, und seit dem achtzehnten Lebensjahr gehört mein Herz der Schwerathletik. Als ich Kursant der Suworow-Schule war, fiel mir zufällig das Büchlein „Der Weg zu Schönheit und Kraft“ in die Hände, eines der ersten Bücher über die Schwerathletik, die in Rußland herausgekommen waren. Sein Verfasser hieß Georg Haken Schmidt und war der Ringer-Weltmeister von 1903. Eigentlich stand nichts Besonderes in dem alten Buch; die Übungen und Ratschläge, die es enthielt, sind heute jedem Sportler geläufig. Aber für mich war es damals eine Fundgrube, ein richtiges Schatzkästlein.

Ich besorgte mir eine Hantel und paulte alle Übungen des Buches solange, bis ich sie auswendig konnte. Allerdings hatte ich an der Schule keine Möglichkeit, Sport zu treiben wann und wie es mir beliebte. Deshalb habe ich gewissermaßen meine Dienststellung ausgenutzt. Ich war Sergeant und konnte mir es auf Grund dessen erlauben, täglich dreißig Minuten vor dem allgemeinen Wecken aufzustehen. Früher als alle anderen wusch ich mich, putzte Stiefel und Knöpfe. Dann lief ich mit den Genossen zum Frühsport. Doch das war mir zuwenig. Während die anderen Genossen am Waschbecken standen (dort bildete sich jedesmal eine Schlange) und die Stuben aufräumten, übte ich mit den Hanteln, hing am Reck oder kletterte am Tau. Wenn es draußen regnete und die Sport-

halle besetzt war, wurden bei uns die Schmalseiten der nebeneinanderstehenden Betten als Barren benutzt. Fast fünf Jahre turnte ich so jeden Morgen. Nach und nach steigerte ich die Zahl der Übungen und ihren Schwierigkeitsgrad. Langsam bekam ich mehr Kraft.

An den Abenden ging ich meistens in die Sporthalle. In jenen Jahren habe ich nie an Meisterehren gedacht. Ich liebte den starken und schönen männlichen Körper und wollte den Helden des alten Griechenlands ähnlich werden. Dazu streckte ich Gewichte und machte mit ihnen Rumpf- und Kniebeugen.

Durch diese Übungen schuf ich mir das Fundament



für mein späteres, weit ernsthafteres Training mit der schweren Scheibenhantel. Ich habe in der Folgezeit stets dankbar an jene Jahre zurückgedacht, die ich an der Schule verbrachte.

Zum Abschluß des Lehrgangs war ich physisch gut entwickelt, wog 90 kg, hatte kein überflüssiges Gramm Fett am Leibe, konnte zwanzig Klimmzüge machen, mich bis zu vierzigmal am Barren aufstemmen und eine Scheibenhantel von mehr als 100 kg zur Hochstrecke bringen. Es gefiel mir, stark und kräftig zu sein. Ich freute mich, daß gymnastische und turnerische Übungen, die anderen Genossen schwer gelangen, für mich ein Kinderspiel waren. Jedoch wiederhole ich noch einmal: An Meistertitel oder Rekorde dachte ich damals nicht im geringsten. Es war vielmehr so, daß die sportlichen Siege später fast von allein kamen.

Vielleicht glaubt Ihr mir nicht, liebe Freunde und Genossen, aber ich sage immer: Die Norm eines Meisters des Sports in der Schwerathletik, im Gewichtheben, kann jeder Soldat schaffen, jeder gesunde Mensch – vorausgesetzt natürlich, daß er richtig und systematisch übt und sich völlig in das vertieft, in das hineindenkt, was er beim Training tut.

Alle bitten mich in diesem Zusammenhang um Rat und fragen: „Wie sollen wir trainieren?“ Nun ist es jedoch so, daß sich solch ein Rat aus der Ferne schlecht geben läßt, besonders dann nicht, wenn es um das Training mit großen Gewichten geht. Das ist deshalb nicht möglich, weil der Mensch die komplizierteste Schöpfung der Natur ist. Es gibt auf der Erde nicht zwei Menschen, die einander völlig gleichen. Was also für den einen gut ist, kann für den anderen gänzlich unbrauchbar sein. Während es für den einen nützlich ist, die Hantel liegend zu drücken, kann es für den anderen eine sinnlose Verschwendung von Kraft und Zeit sein.

Um Erfolg zu haben, muß man systematisch und regelmäßig trainieren. Wer davon träumt, kräftig und konditionsstark zu werden, muß auch begreifen, daß das Allerwichtigste dabei Hartnäckigkeit, Geduld und Ausdauer ist. Und zwar Geduld nicht für einen Tag, eine Woche, einen Monat, sondern auf Jahre hinaus. Das Krafttraining verzeiht keine Auslassungssünden, selbst nicht die kleinsten und geringfügigsten. Jedoch vermag kein Trainer, und sei es der Beste, zu bestimmen, wie oft und wie lange Ihr am zweckmäßigsten übt; das müßt Ihr in erster Linie selbst erkennen und bestimmen.

Im wesentlichen sind die Grundübungen, das sogenannte kleine Alphabet des Trainings, allgemein bekannt und überall gleich. Die Hauptsache dabei ist die Methodik, also das Vermögen, richtig zu bestimmen, mit welchen Gewichten trainiert werden muß, wie sie zu wechseln und von Mal zu Mal zu steigern sind, wieviel Versuche benötigt werden – kurz, die richtige Zusammenstellung der einzelnen Übungskomplexe und die Planung des Trainings für längere Zeitabschnitte, für einen Monat, ein halbes Jahr, ein Jahr, eine Saison.

Ferner müßt Ihr aufmerksam alle Trainingsstunden und Wettkämpfe analysieren; so fügt sich nach



Marschall Budjonny, legendärer Reitergeneral der Roten Armee, gratuliert Juri Wlassow zu seinem Olympiasieg im Schwergewicht.

und nach Stein auf Stein zu dem, was wir vollendete Meisterschaft nennen.

Ein Champion zu sein, zu Meisterehren zu gelangen, ist natürlich sehr ehrenvoll, schön und reizvoll. Aber muß man immer gleich nach Medaillen oder Meistertiteln streben? Ist denn das allein die Hauptsache? Ich glaube: Nein. Viel wichtiger ist doch die Gesundheit, Frische und Energie, die uns der Sport vermittelt – und natürlich die Kraft, von der viele träumen. Was nützt einem Champion die blinkende Goldmedaille, wenn er sie mit seiner Gesundheit bezahlt? Das Gewichtheben ist eine Sportart, die mit hohen physischen Anstrengungen und Belastungen verbunden ist. Jeder Mißbrauch einzelner Übungen, jede zu hohe Belastung wirkt sich schädlich aus.

Wenn aber alles gut verläuft, Ihr Euch wohl fühlt und Eure Resultate von Mal zu Mal besser werden, dann braucht Ihr nichts zu fürchten – sogar dann nicht, wenn alle Scheiben aufgelegt sind, die in der Sporthalle aufzutreiben waren. Und erst recht nicht, wenn das Gewicht der Scheibenhantel höher liegt als der Rekord Eurer Kompanie, Eures Regiments oder Eurer Division. Schon oft ist aus den Reihen der Armeesportler ein Meister hervorgegangen, über dessen Kraft, über dessen Leistungen die ganze Nation, die ganze Welt staunt. Und bestimmt üben auch heute in fernen Garnisonen, in verschiedenen Armeen unbekannte Athleten, die einst neue Rekorde aufstellen und in der Öffentlichkeit von sich reden machen werden.

So wünsche ich Euch, liebe Genossen und Freunde, große Erfolge. Und vergeßt nie, daß uns die Kraft gegeben ist zur Vollbringung guter Taten für den Frieden der Welt und für den Schutz unserer sozialistischen Heimat.

(Aus „Sowjetski woin“, übersetzt von Erich Triebel)



falsch

Gut getarnt ist halb gewonnen

Von Unterleutnant H. Hillen

Im ersten Weltkrieg lagen sich bei Saint Quentin deutsche und englische Truppen gegenüber. Ein Stück der englischen Stellung befand sich auf einem Friedhof. Dieser Friedhof lag unter deutschem Artilleriebeschuß. Die Deutschen vermieden es jedoch sorgfältig, auf ein Denkmal für die 1870/71 gefallenen Deutschen zu schießen. In Ermangelung einer geeigneten B-Stelle bauten die Engländer eine exakte Nachbildung des Denkmals und tauschten sie in der Nacht gegen das Denkmal aus. Fortan leitete die B-Stelle das Feuer der Engländer sorgfältig und mit Erfolg.

Dieses scheinbar kuriose Beispiel zeigt zwei wichtige Grundsätze der Tarnung:

- Sie muß sich dem Gelände anpassen
- Sie muß sich nach den Gepflogenheiten des Gegners und nach seinen Aufklärungsmitteln richten.

Natürlich ist im modernen Gefecht zur Tarnung wenig Zeit; natürlich sind die Aufklärungsmittel besser geworden und reagieren auf alle möglichen Eigenarten der Ziele. Aber immer noch gilt der

Grundsatz: Wenn ich den Gegner vernichten will, muß ich wissen wo er ist. Und hat er sich gut getarnt, so ist das Vernichten sehr schwierig. Das trifft auch auf die eigene Tarnung zu.

Sehen wir einmal von der persönlichen Gefahr ab, in die sich ein ungetarnter Soldat begibt; auf jeden Fall schadet er auch seinen Genossen. Für den geübten Aufklärer genügen schon wenige Merkmale, um die Anwesenheit von Truppen festzustellen, um ihre Stärke und Zusammensetzung auszukundschaften. Was sind das für Merkmale? Nehmen wir ein Beispiel aus dem Alltag:

Im vollbesetzten Kinosaal unserer Einheit suchen wir den Genossen X. Wir werden dazu viel Zeit und Mühe aufwenden müssen. Dagegen entdecken wir ihn sofort, wenn alle den Saal verlassen haben und nur er noch auf seinem Platz weiterdöst.

Die Aufklärungsorgane sprechen ähnlich auf bestimmte Kontraste an, die das aufzuklärende Objekt aus seiner Umgebung herausheben.

Wir verabreden uns mit dem Genossen X. wieder im vollbesetzten Kinosaal. Nun soll er sich uns zu erkennen geben. Er kann zum Beispiel statt der Uniform eine scharlachrote Jacke anziehen, unter dem Steingrau seiner Genossen fällt er sofort durch die Farbe auf.

Er kann uns rufen und fällt durch Geräusch auf.

Er könnte lebhaft winken und ist an dieser Bewegung zu erkennen. Er ist vor dem Kino in einen Zementhaufen getreten und verrät sich durch die Spur. Er kann beide Arme hochhalten und fällt durch seine Form auf.

In der militärischen Fachsprache heißt unser „fällt auf“: demaskierendes Merkmal. Alle Aufklärungsmittel sind auf bestimmte demaskierende Merkmale spezialisiert:

- die visuelle und fotografische Aufklärung auf optische Kontraste;
- die Schallaufklärung auf Geräusche;
- die Infrarotaufklärung auf Wärmekontraste (Motoren u. a.);
- die Funkmeßaufklärung auf Funkmeßkontraste.

Wer sich gegen die Vielfalt der modernen Aufklärungsmittel nicht sorgfältig tarnt, hat wenig



richtig

Aussicht zu bestehen. Das gilt bei Tag und bei Nacht, im Sommer und im Winter, beim Angriff und in der Verteidigung, auf dem Marsch und im Feldlager.

Das Gelände ist deshalb des Soldaten Freund. Es bietet ihm Bäume, Sträucher, Bodenwellen, Hohlwege, hohes Getreide, Gebäude, Bomben- und Granatrichter. Dahinter bzw. darin ist er fast vor allen Aufklärungsmitteln geschützt. Das Gelände bietet ihm auch zahlreiche stark gemusterte Flächen und scharf abgesetzte Grenzen zwischen verschiedenen Bodenbedeckungen. Auch solche Grenzen bieten besseren Schutz als eintöniges Gelände. Die geschickte Ausnutzung des Geländes erfordert zwar Training und Überlegung, dafür aber wenig Zeit. Sie gewinnt also gerade im modernen Gefecht an Bedeutung.

Vielleicht sieht sich der eine oder andere Genosse einmal aufmerksam im Gelände um; er wird noch zahlreiche andere Möglichkeiten entdecken. Er wird bemerken, daß einzelne auffallende Punkte im Gelände die Aufmerksamkeit des Beobachters magnetisch anziehen, daß Objekte im Schatten nur schwer zu erkennen sind, daß sich Gegenstände und folglich auch Soldaten gegen den Horizont gut abheben. Spuren quer zu Ackerfurchen oder zu sonstwie gestreiftem Gelände sind gut zu erkennen.

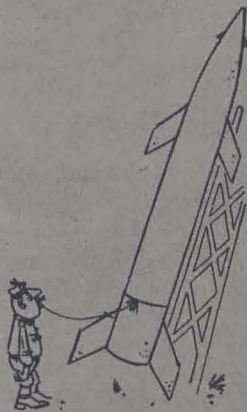
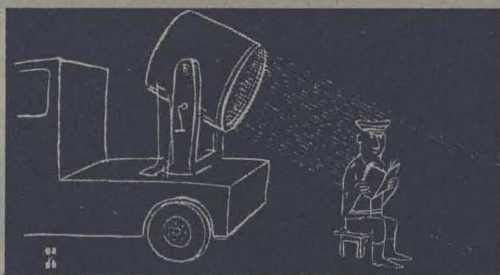
Dazu noch ein Hinweis. Bei Nacht oder unter schlechten Wetterbedingungen ist die Ausnutzung des Geländes ebenso wichtig wie am Tage! Die Infrarotaufklärung stellt ähnliche Merkmale fest wie die visuelle Beobachtung. Sie wird also durch konsequente Ausnutzung des Geländes spürbar erschwert.

Zur Tarnung des Soldaten gehören auch der Kampfanzug und die Zeltbahn. Beide schützen durch ihre Farbgebung und ihre Fleckenvorschneller Entdeckung in fast jedem Gelände. Man sollte jedoch ihre Möglichkeiten konsequent ausnutzen. Also tarne man sich zusätzlich mit Pflanzenteilen, die der jeweiligen Umgebung angepaßt sind. Man vermeide auffällige Bewegungen, das Glänzen von Waffen und Stahlhelm, überflüssigen Lärm, Rauchen und unnützes, ungezieltes Schießen. Das Netz des Kampfanzuges wird über das Gesicht gezogen und die Hände werden mit Erde beschmiert. So verbirgt der Soldat zahlreiche Erkennungsmerkmale und erschwert dem Gegner die Aufklärung.

Selbstverständlich ist die Tarnung auch beim Stellungsbau wichtig. Doch damit wollen wir uns in einem der nächsten Hefte speziell beschäftigen. Ein Gedanke sei nur hier schon vorweggenommen: Die bestgetarnte Stellung nützt wenig, wenn sie schon während des Stellungsbaus vom Gegner erkannt wird.

Im modernen Gefecht wird, abgesehen von den moralischen Faktoren, also nur der siegen, der gut aufklärt, treffsicher schießt und sich ideenreich und wirklichkeitsnah tarnt.

Wer darüber noch mehr wissen möchte, lese das Buch „Tarnung“ aus dem Deutschen Militärverlag, dem wir auch die abgebildeten Illustrationen entnahmen.



Lob der Technik

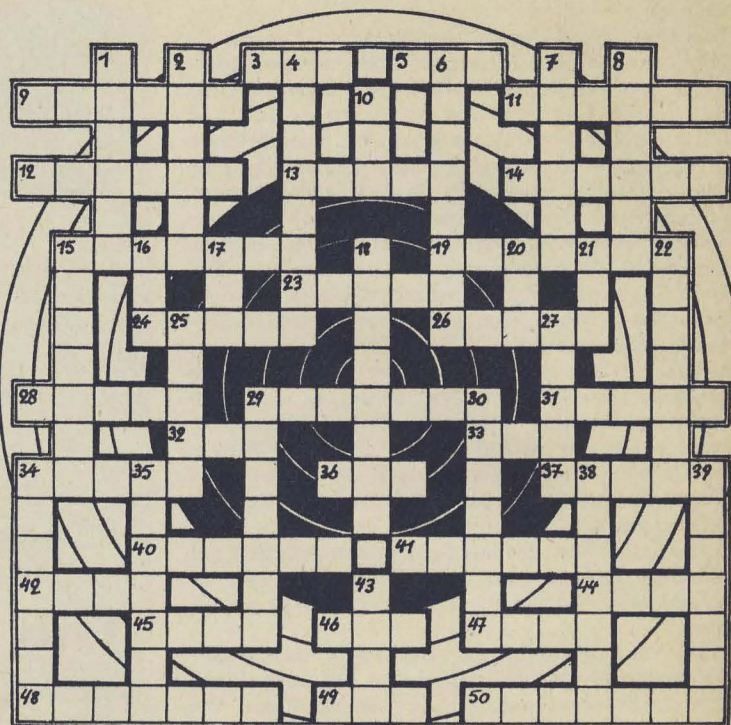
aus „Néphadsereg“ und „Zolnier Polski“



KREUZWORTRÄTSEL

Waagrecht: 3. gepanzertes Räderfahrzeug, 5. Nebenfluß der Wolga, 9. politische Organisation, 11. Truppenschau, 12. niederländ. Maler (1494–1533), 13. ASK-Fußballspieler, 14. Gedichtform, 15. Konstrukteur des Coltrevolvers, 19. Zielvorrichtung, 23. Verbrennungsrückstand, 24. Schwimmart, 26. Fluß in Frankreich, 28. Kampfgas, 29. Konstrukteur eines sowj. Karabiners, 31. deutscher Arbeiterführer (1840–1913), 32. Wurfspieß, 33. Stadt im Bez. Karl-Marx-Stadt, 34. Großmarkt, 36. sowj. Flugzeugkonstrukteur, 37. langschäft. Stichwaffe, 40. Patronenzuführungsteil, 41. Teil des Karabiners, 42. Stromspeicher, 44. bewegl. Sperrmittel, 45. Autor des Romans „Die Abenteuer des Werner Holt“, 46. engl. Insel, 47. ASK-Gewichtheber, 48. Prosawerk, 49. Hauptstadt der Baschkir. ASSR, 50. frz. Schriftsteller von Weltruf (1866–1944).

Senkrecht: 1. Konstrukteur eines Mehrladegewehrs, 2. Schußwaffe, 4. Luntenschloßgewehr, 6. Zeiteinteilung nach astronom. Gesichtspunkten, 7. Gangart, 8. Weltraum-

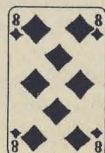


geschoß, 10. Sportzeitung der DDR, 15. Geschoß, 16. nord. Vogel, 17. Bad in Belgien, 18. sowj. MG, 20. jap. Turner (Weltmeister),

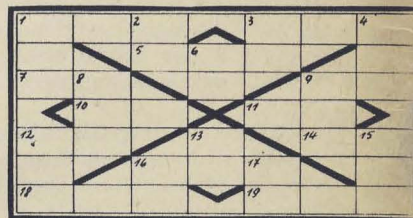
21. Getränk, 22. Reaktion, 25. Turngerät, 27. Erfinder des Dynamits, 29. Teil des Revolvers, 30. Pistolenmodell, 34. Teil der Pistole, 35. Zeiteinheit, 38. Abschnitt eines Gesetzes, 39. europ. Staat, 43. Teil der MPI.



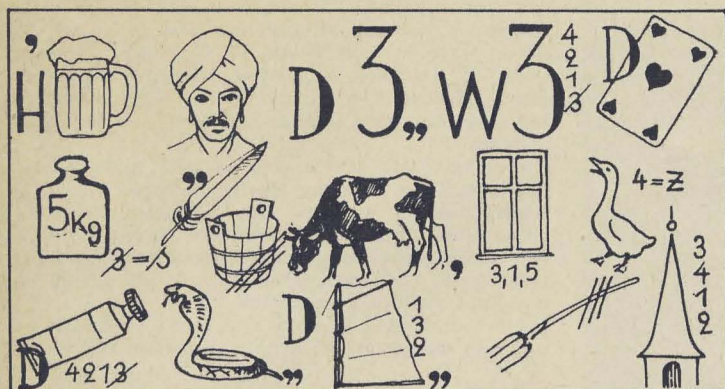
Mittelhand spielt mit abgebildetem Blatt Grand. Vorderhand paßt bei 36 und Hinterhand bei 23. Mittelhand hat Pik 7 und Karo 7 gedrückt, verliert dieses Spiel und wird Schneider. Wie können die Karten der Gegenspieler verteilt sein, und wie kann das Spiel verlaufen, wenn Mittelhand den 3., 5. und 6. Stich erhält?



SILBEN-KREUZWORTRÄTSEL



Waagrecht: 1. Fliegertrainingsgerät, 3. Raumgehalt eines Schiffes, 5. Reisigbündel zum Befestigen von Schützengräben, 7. aktives Sperrmittel, 9. See im sowj. Mittelasien, 10. Steuervorrichtung, 11. Zentralorgan der KPdSU, 12. höchster Gebirgsstock auf Kreta, 14. Materie in der ganzen Vielfalt ihrer Erscheinungen, 16. kriegs-



BILDERRÄTSEL

Die Auflösung ergibt einen Satz aus dem Nationalen Dokument.

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben ab – au – bahn – ben – dar – di – dienst – dier – dung – ei – ein – ein – erd – es – es – fan – fechts – fel – fer – ge – gel – gi – gra – heit – i – in – ka – ke – kor – la – la – lot – lung – ment – na – nung – op – palm – pi – ra – ra – re – rie – schie – schrift – sen – sporn –

mäßige Übung, 18. Vorrichtung zum Anwerfen des Motors, 19. südwestfrz. Fluß.

Senkrecht: 1. Hafenstadt am Schwarzen Meer, 2. Kurzbezeichn. für einen Filmbetrieb der DDR, 3. Gewichtseinheit, 4. Dienstgrad, 6. Wintersport, 8. tschech. Dichter (1834–1891), 9. Stadt in der Türkei, 12. zweitgrößte Insel der Erde, 13. dän. nordfries. Insel, 15. Kraftmaschine, 16. Zeichnung im Holz, 17. ital. Schriftsteller (1840–1922).

VERBAUTES

Die Steinchen sind so zu ordnen, daß ein Ausspruch des Militärtheoretikers M.W. Frunse entsteht.

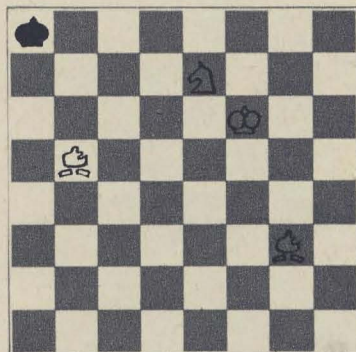
MIT	IPLI	MEE	NER
DISZ	GBAR	EAR	NIST
FEST	UNB	ESIE	ORAL
EIN	ERM	ISER	UNDE

staf – stand – Ben – tak – tar – te – te – tei – ten – ter – tik – to – vor – wand – wer sind Wörter zu bilden. Die Anfangsbuchstaben ergeben einen Titel aus der Schriftenreihe des Deutschen Militärverlages „Militärhistorische Studien“.

1. Einheit der Luftstreitkräfte, 2. Art der Gefechtssicherung, 3. Truppenteil, 4. Mechanismus zum automat. Steuern von Flugzeugen, 5. Bestandteil der Kriegskunst, 6. Ermittlung der Einstellungen für das Wirkungsschießen auf ein Ziel, 7. militär. Führungsstelle, 8. bewegliches Sperrmittel, 9. militär. Formation, 10. Zieleinrichtung, 11. Teil

der Sturmbahn, 12. Salvengeschütz, 13. Brandöl, 14. Waffengattung, 15. Teil der Lafette, 16. Führungsdokument, 17. militär. Geleit, 18. engl. Bezeichnung für die Funkortung, 19. bestimmte Pulvermenge, 20. Artillerieeinheit, 21. Verteidigungsanlage, 22. Transportmittel für Truppenverlegungen.

SCHACHAUFGABE



Matt in 3 Zügen

Die Kraft des Läuferpaares zeigt uns diese Aufgabe von E. van Woelderens, wobei der Springer und König das Matt vorbereiten helfen.

Stellungsbild Weiß: Kf6, Lb5, Lg3, Se7 (vier Steine). Schwarz: Ka8 (ein Stein).

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 10/1962

SKAT: Kreuz König und Kreuz Dame. Kartenverteilung: Vorderhand: Kreuz Bube, 10, 9; Pik As, Bube, 7; Herz As, 9, 7; Karo 7. Mittelhand: Kreuz As, 7; Pik König, 9; Herz König, Dame, 10; Karo König, Bube, 9.

BILDERRÄTSEL: „Das Vaterland bist du selbst, diene ihm wie dir selbst.“

SILBENFLIESENRAZSEL: 1. Karaganda, 2. Kanonade, 3. Analyse, 4. Serenade, 5. Marathonlauf, 6. Manometer, 7. Amerika, 8. Dekabristen.

KREUZWORTRÄTSEL: Waagrecht: 1. Cambal, 5. Osolina, 9. Mars, 10. Ringen, 11. Kalinke, 12. Bola, 14. Omega, 17. Ire, 22. Eins, 24. Spaten, 25. Turnen, 26. Etat, 28. Tal, 30. Netto, 37. Alba, 39. Eckball, 40. Hebler, 41. Ehre, 42. Niemann, 43. Werner.

Senkrecht: 1. Curie, 2. Manko, 3. Abebe, 4. Kasso, 5. Oskar, 6. Orly, 7. Ion, 8. Auer, 12. Bai, 13. List, 15. Mann, 16. Gent, 18. Este, 19. Maat, 20. Ger, 21. Kuz, 23. Nell, 27. Ana, 29. Aalen, 31. These, 32. Orlon, 33. Ihrer, 34. Bern, 35. Akten, 36. Kama, 38. Bord.

FELDERMOZAIK: „Stärker und gerüsteter sein als der Gegner.“

ZAHLNFELD: „Der Befehl darf nicht zur Bitte werden.“

SCHACH: Weiß: Kd1, Dd6, Sc5, Se5, Ld8; Schwarz: Kd4, d5, Matt in zwei Zügen. 1. Dh6; 1. ... K:Sc5; 2. Db6 matt; 1. ... Kc3; 2. Dd2 matt; 1. ... K:e5; 2. Df6 matt.

ARMEE

Rundschau

HEFT II
NOVEMBER 1962
PREIS DM 1,-

- 1 AR fragt für Sie
- 2 Postsack
- 4 Fläminger Geschichten
- 7 General an unserer Seite
- 12 Kuriere
- 15 Der vaterländische Stemmerverein
- 17 Sie trafen sich in Brno
- 19 Anekdotisches
- 21 DDR – unser Vaterland
- 25 Dürfen wir vorstellen ...
- 26 Militärtechnische Umschau
- 28 Kochen und boxen
- 32 Die aktuelle Umfrage
- 36 Der General aus Kolumbien
- 39 Zuviel zivil
- 43 Eine NATO-Galerie
- 44 Truppenversorgung mit Raketen?
- 45 Bist du im Bilde?
- 47 Das Foto für Sie
- 48 Sein erstes Gefecht
- 52 Verräter an der Revolution
- 55 Waffenbrüdermagazin
- 57 Wie hieß denn der?
- 60 Gut gemacht, Peter!
- 61 Silberpfeil MiG 17
- 66 Kampf in den Bergen
- 68 Gehilfen der Kampfpanzer
- 70 Nach Dienst in der Bastelecke
- 72 Aus der Bücherkiste
- 74 Wie wird man stark?
- 76 Gut getarnt ist halb gewonnen

Das Redaktionskollegium · Anschrift der Redaktion: Berlin-Treptow, Postschließfach 7986, Telefon: 63 09 18 · „Armee-Rundschau“ – Magazin des Soldaten · Herausgegeben im Deutschen Militärverlag, Berlin-Treptow, Postfach 6943, Liz.-Nr. 5 des Ministeriums für Kultur der Deutschen Demokratischen Republik · Erscheint monatlich, Vierteljahresabonnement 3,- DM · Bestellungen bei der Deutschen Post · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für nichtongeforderte Manuskripte und Bilder übernimmt die Redaktion keine Haftung · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 2 · Alleinige Anzeigenannahme: Deutscher Militärverlag · Gesamtherstellung: Druckhaus Einheit Leipzig III/18/211 · Gestaltung: Horst Scheffler

Redaktionsschluß dieses Heftes: 6. Oktober 1962

Fotos: Gebauer (27) Titel, Rücktitel, S. 12, 13, 14, 32, 33, 35, 39, 40, 41, 61, 62, 63; Dressel (1) S. 1, 60; Zentralbild (4) S. 8, 22, 23, 74; Völker (6) S. 9, 10, 11; Weiß (2) S. 17, 25; Boch (9) S. 20, 28, 29, 30; Woldt (1) S. 25; John (1) S. 50; Militär-Bilddienst (5) S. 47, 61, 69; Museum für deutsche Geschichte (2) S. 53; DEFA (1) S. 57; Gotschikowa (5) S. 66, 67; Schreiber (1) S. 73; Wolkow (1) S. 75; Archiv (16) S. 7, 18, 27, 45, 46, 55, 68, 76.

TITELBILD: Auch von ihnen, den Technikern und Mechanikern, hängt die Einsatzbereitschaft und Kampfkraft der Jagdfliegereinheiten ab. Unser Bild: Eine MiG in der TDK (Technische Durchsicht und Kontrolle)

Die Geschichte beginnt in den Nachkriegsjahren, in den Straßen hinter dem Berliner Ostbahnhof. Dort standen noch keine hellen Neubauten, sondern das Erbe der Vergangenheit – Mietskasernen. Es fehlten noch die Spielplätze und Pionierklubs. Das hielt aber die Berliner Gören nicht davon ab, Theater zu spielen. Jeder Hof hatte sein Kinderfest, fast jedes Kinderfest dieser Gegend den gleichen Star: Doris Abesser, 12 Jahre, sang und spielte. Ein Fest ohne sie – undenkbar.

Die Liebe zum Theater ging so weit, daß mancher „Fuffziger“ des Taschengeldes in die Kasse des Deutschen Theaters wanderte, die Schülerin Doris die letzte Unterrichtsstunde schwänzte (Berlin hatte in den Nachkriegsjahren Nachmittagsunterricht), auf der Galerie des Deutschen Theaters saß und erregt der Handlung auf der Bühne folgte.

Die Schulzeit ging zu Ende und Doris wollte Schauspielerin werden. Die Eltern wollten das Beste, und



Doris Abesser

STAR-Palette

Doris studierte Pädagogik. Nach der Prüfung lautete die Einschätzung der Kommission u. a.: „Wenn Sie mit den Kindern arbeiten, zeigen Sie direkt schauspielerisches Talent!“

Nun begann sie doch mit dem langersehnten Schauspielstudium. Auch das kleine Stipendium – sie hatte ja schon verdient – konnte die Freude daran nicht trüben. Am „Theater der Bergarbeiter“ in Senftenberg gab Doris ihr Debüt. Diesem folgte nach drei Jahren die Verpflichtung an das Staatstheater Dresden. Die kulturelle Atmosphäre dieser Stadt wurde für Doris zum starken Erlebnis.

Den Rollen in modernen Stücken folgte ihre Dresdner Lieblingsrolle, die Natascha Rostowa in „Krieg und Frieden“.

Jetzt hat Berlin seine „Göre“ wieder. Leider hat sie bisher die Rolle einer echten Berlinerin noch nicht bekommen. Doris spielt an der Volksbühne, im Deutschen Fernsehfunke und filmt bei der DEFA. Der Besucher der Volksbühne sieht sie in „Emilia Galotti“, „Ravensbrücker Ballade“, „Florian Geyer“ und in „Ein besserer Herr“.

Vorläufig endet die Geschichte mit dem vierten Film. Nach den Rollen in „Das Leben beginnt“, „Septemberliebe“ und „Professor Mamlock“ eine Film lustspielrolle in „Kuckuckseier“. Es wird ein Film über Berliner Bauarbeiter in Berlin mit einer Berlinerin in der Hauptrolle. Ort der Handlung „Strausberger Platz“, ganz in der Nähe, wo Doris ihre erste „Rolle“ spielte.



„Ganz gut, wenn man etwas Einblick in die Landwirtschaft bekommt.“



Es ringelt sich, was ein Schweinchen werden will

Feld

Eine
Kartoffel-
nachlese

von Paul Klimpke



Dieser Regen!

dienst



„Und die wollen alle geschält sein!“



Nach der Ernte geht's an die Stoppeln



Kartoffelbrei!

76

